Band 947 • DM 2,20

Neuer Roman

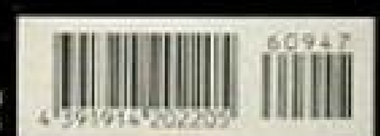
BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Das Voodoo-Weib



Band 947 • DM 2,20 Schweiz Fr 2,20 / Österreich S 18
Frankreich F 10,00 / Italien L 2900 / Niederlande f 2,90 / Spanien P 275



Das Voodoo-Weib

John Sinclair Nr. 947

Teil 1/2

von Jason Dark

erschienen am 27.08.1996

Titelbild von Luis Royo

Sinclair Crew

Das Voodoo-Weib

Samson Succ wurde gejagt!

Sie waren ihm auf den Fersen, er wußte es genau, und er wußte auch, daß er sich nicht vor irgendwelchen Killern fürchten mußte, sondern vor Personen, die eigentlich keine waren.

Sie hielten sich in seinem Unterbewußtsein auf. - Es waren Geister und tanzende Derwische, die ihn irre machten, die zuletzt diesen wilden Lärm veranstaltet hatten, als würden sie Trommeln in seinem Kopf anschlagen.

Succ lag in seinem Verschlag auf dem schlichten Bett und bewegte hektisch die Beine.

Schaum stand vor seinem Mund. »Ich muß hier raus!« keuchte er. »Ich halte es nicht mehr aus! Ich muß hier weg! Das ist die Hölle! Die Nacht - die verdammte Nacht! Man hat es mir versprochen, man hat...« Plötzlich brach er ab. Er konnte nicht mehr sprechen...

Rechtzeitig genug drehte er sich zur Seite, öffnete den Mund und ließ den gallenbitteren Strahl zu Boden fließen.

Succ hustete. Sein Körper zuckte. Er schaute noch immer über den Rand der Liege zu Boden, und er spie auch die letzten Reste aus. Diesmal nur noch Schleim, nicht mehr das bittere Zeug wie zuvor.

Dann der letzte Rest. Nur mehr Tropfen. An langen Fäden hängend. Saugend holte Succ Luft, hielt sich mit der linken Hand am Bett fest und schaffte es so, wieder die normale Rückenlage einzunehmen und aus nassen Augen zur Decke zu starren, die er kaum sah, weil alles in seiner Umgebung verschwommen wirkte.

Selbst das Fenster, durch das der eisige Wind fuhr. Zum Glück hatte es aufgehört zu schneien. Wenn der Wind die feinen Schneekörper vor sich hertrieb, dann drückte er sie mit Brachialgewalt durch die Ritzen des undichten Fensters und verteilte es in Succs miesen Bude wie Puderzucker auf dem Boden.

Nein, es ging ihm nicht gut. Es würde ihm nie mehr so gut gehen wie früher, als er noch bei der Army war und die ihre schützenden Arme über ihn gehalten hatte.

Das war vorbei, das gehörte der Vergangenheit an. Jetzt vegetierte Succ in diesem kalten Verschlag vor sich hin, denn als Leben wollte er sein Dasein nicht bezeichnen.

So schlimm wie in dieser Nacht war es jedoch noch nie gewesen. Succ wußte, daß ihn die Geister eingeholt hatten. Sie waren ihm auf den Fersen, sie wollten ihn als Opfer.

Ich muß hier weg! dachte er wieder. Ich muß raus aus diesem verdammten Rattenschlag!

Samson Succ preßte beide Hände gegen den Bauch. Unter der Bauchdecke wühlte der Schmerz, als hätte er Nadeln verspeist.

Nadeln…

Er lachte über sich selbst und über diesen Vergleich. Wahrscheinlich hatte man eine Nadel in die kleine Puppe gebohrt, damit der Voodoo-Zauber auch wirkte. Wie hätte er je denken können, ihm zu entwischen? Er würde ihn überall erreichen, egal, wo er sich aufhielt.

Da hatte es eigentlich keinen Sinn, wenn er seine Bude verließ und floh.

Daß er trotzdem darüber nachdachte, dafür gab es einen bestimmten Grund. Möglicherweise nahm die Kraft mit der Entfernung ab, und Verstecke gab es ja überall. Es brauchte nicht unbedingt dieses Rattenloch zu sein, für das er noch Miete zahlte.

Succ hatte seinen Entschluß gefaßt. Er wälzte sich auf die Bettkante zu, stützte sich mit dem Ellbogen ab und kam hoch. Zusammengekrümmt, die Hände noch immer gegen den Bauch gepreßt, blieb er hocken, die Füße weit auseinander, damit er nicht in der Lache stand.

Es ging ihm schon etwas besser. Die Schmerzen ließen nach. Vielleicht war das Erbrochene dafür verantwortlich.

Samson Succ stand auf. Gekrümmt blieb er vor seinem Bett stehen. Nur langsam richtete er sich auf. Dabei hatte er den Eindruck, als wären die Muskeln in seiner Magengegend dabei, sich wie Sehnen zu spannen.

In dieser dreckigen Bude lohnte es sich nicht mal, die Schuhe im Bett auszuziehen, deshalb hatte Succ sie auch angelassen. Er trug die hohen Schnürschuhe, die bis an seine Knöchel heranreichten. Die Hose aus grünem Drillichstoff mit den zwei außen aufgenähten Taschen hatte er ebenfalls nicht abgelegt. Das schwarze Hemd war nur nachlässig zugeknöpft worden und ließ den oberen Rand seines grauen T-Shirts sehen. Succ tappte zum Fenster. Es befand sich im über der verrosteten Spüle, auf der sein Geschirr stand.

Ein heller Streifen huschte über das Blech der Spüle hinweg, aber es hatte sich kein Mondschein auf dem Metall verirrt, hier war einer dieser kleinen Silberfische vorbeigehuscht, von denen es in diesem beschissenen Haus mehr als genug gab.

Noch einmal wischte sich Succ über den Mund. Draußen war es finster. Trotzdem sah er sein Gesicht mit der dunklen Haut wie einen Schatten in der Scheibe. Die Augen sahen dabei ein wenig heller aus.

Jetzt spürte er auch den kalten Hauch. Der Wind stand ungünstig, er blies gegen das Fenster und durch die verdammten Ritzen. Viel sehen konnte er nicht, aber er entdeckte einen fahlen Himmel. Nicht ganz dunkel, weil der Mond noch zu voll stand und gegen die Scheibe glotzte wie ein Fußball, der an der rechten Seite die Luft verloren hatte.

Succ starrte in den dreckigen Hinterhof. Gegenüber nahm ihm eine alte Hausfassade den Blick. Nur wenn er genauer hinschaute, erkannte er noch die Reste der Feuerleiter. Teile davon waren herausgerissen worden. Man hatte sie als Wurfgeschosse benutzt. In dieser von Farbigen beherrschten Gegend gab es oft genug Krawalle. Weiße hätten es hier mehr als schwer gehabt, doch Succ war Schwarzer.

Eine Gefahr hatte er nicht gesehen. Lärm hörte er auch nicht. Die Nacht war ruhig. Das konnte sich in der nächsten schon ändern, denn im Stadtteil Brixton kochte es mal wieder.

Die Emotionen liefen auf Hochtouren, das Volk wollte Krawall haben, denn es jährte sich der Tag, wo einer der ihren von einem Polizisten erschossen worden war. Es würde zu Demonstrationen kommen, das stand jetzt schon fest, aber angemeldet würde keine werden.

Wieder roch es nach Gewalt, Blut und Tod, doch das waren nicht Succs Sorgen. Er mußte sich um die eigenen Probleme kümmern, und die hatten mit den allgemeinen wenig zu tun.

Succ zog sich nach einer Weiler wieder zurück. Auch wenn es nicht gut für seinen malträtierten Magen war, jetzt eine Zigarette zu rauchen, er zündete sich trotzdem eine Selbstgedrehte an, die er aus einer kleinen Blechschachtel genommen hatte. Rauchend ging er dorthin, wo die gefütterte Jacke hing. Er hatte sie bei einem Trödler gekauft. Sie war noch ganz okay, auch wenn das Fellfutter nach Mottenpulver stank. In dieser Gegend fiel das nicht besonders auf.

Bevor er die Tür öffnete, fluchte er, weil er an einen Fehler dachte, den er vor kurzem begangen hatte. Aus Geldmangel hatte er seine Waffe verkaufen müssen, eine Luger. Sie hätte ihm bestimmt noch gute Dienste erweisen können, aber es brachte nichts, ihr jetzt noch nachzutrauern.

Er öffnete die Tür.

Vor ihm lag das Treppenhaus. Seine Wohnung befand sich in der fünften, der obersten Etage.

Succ schloß ab und steckte den Schlüssel ein. Dann hörte er ein Lachen und danach ein Stöhnen aus der Bude gegenüber. Dort wohnten zwei Typen, die es wieder miteinander trieben und sich dabei um den Rest der Welt nicht kümmerten.

Heute hielten sich ihre Spielereien in Grenzen, jedenfalls von der Lautstärke. Man hatte sie auch schon ein paar Etagen tiefer gehört.

Es glich schon einem kleinen Wunder, daß in diesem alten Bau das Licht funktionierte.

Darauf allerdings konnte Samson Succ verzichten, er würde auch im Dunkeln den Weg nach unten finden, um den Verfolgern vielleicht zu entwischen, aber wirklich nur vielleicht, denn wer einmal in die Voodoo-Mühle hineingeraten war, der entkam ihr nicht mehr. Der wurde von ihr zerrieben, bis seine Knochen zu grauem Mehl geworden waren.

Scheiße, dachte er, warum habe ich auch mit diesem verdammten Weib was angefangen?

Jetzt war es zu spät. Jetzt konnte er nur noch aus London verschwinden und sich auf dem Land oder in einer anderen Stadt irgendwie durchschlagen.

Vor ihm lag die Treppe. Ebenfalls viel zu alt, um sicher zu sein. Sie hätte längst ausgebessert werden müssen, darum aber kümmerte sich keiner. In London war der Wohnraum knapp, auch in einem Viertel wie Brixton. Da geben sich die Menschen selbst mit Rattenlöchern zufrieden, dachte Samson Succ und setzte seinen Weg über die ausgetretenen Stufen fort.

Er kannte die Treppe. Er war sie oft genug gegangen. An diesem späten Abend kam sie ihm vor, als wäre es die Stiege, die geradewegs in sein Grab führte.

Wäre es hell gewesen, hätte er all die Schmierereien auf den Wänden

sehen können, aber es war finster, und so blieben die Sprüche und Zoten, die man durchaus als Hilferufe interpretieren konnte, verloren.

Samson tappte durch den Flur. Die Zigarette hatte er längst auf der Treppe ausgetreten.

Dort lagen bereits viele Kippen, da kam es auf eine mehr oder weniger nicht mehr an. Am besten wäre es gewesen, wenn diese ganze Bude in Flammen aufgegangen wäre, aber der Bau war zäh wie Leder, es hatte bisher allen Anschlägen widerstanden. Selbst zwei Molotow-Cocktails waren im unteren Geschoß einfach ausgebrannt, ohne großen Schaden anzurichten. Diese miese Bude stand mit dem Teufel im Bunde, konnte man glauben.

Als Succ an den Höllenfürsten dachte, da zuckte es wieder in seinem Schädel. Eine unsichtbare Glutnadel hatte sich hineingebohrt, und Succ konnte nicht mehr weitergehen. Er blieb stehen und klammerte sich am eisernen Handlauf des Geländers fest. Er war erst vor einigen Wochen angebracht worden, nachdem einige Typen den hölzernen verheizt hatten.

Samson drückte seinen Oberkörper zurück. Das Gesicht war verzerrt. Er preßte eine Hand gegen den Hinterkopf und stieß den Atem zischend aus.

Es fing wieder an, es fing wieder an! Sie waren wieder da! Die Dämonen tobten in seinem Kopf, und er empfand es schlimmer als je zuvor. Das war der große Stürm, das war die Zeit vor dem Ende - bis alles zusammenbrach.

Samson Succ wußte nicht mehr, in welcher Etage er sich befand. Er hielt sich noch in dem Haus auf, in dem alles anders geworden war. Es hatte sich in eine ungewöhnliche und grelle Welt verwandelt. Er sah Farbspiralen vor seinen Augen aufblitzen. Sie jagten auf ihn zu, sie umkrallten sie, sie zerrten an seinen Gliedern, und er spürte auch, daß er sich nicht mehr lange auf den Beinen halten konnte. Er mußte sich setzen. Die Beine wollten sein Gewicht nicht mehr tragen. Die Dämonen in seinem Kopf brannten das Gehirn aus.

Er wunderte sich darüber, daß er überhaupt noch stand. Er wurde immer schwächer, das merkte er deutlich.

Succ hielt sich am Geländer fest. Er schwankte trotzdem. Seine Knie wurden weich und er sank schließlich in sich zusammen und berührte mit seinem Hinterteil die Treppenstufe.

Sitzen, ausruhen! Nicht mehr die verfluchte Schwäche spüren. Sich nicht mehr nur auf seine Beine verlassen müssen. Er zog die Knie an und schlug die Hände vor das Gesicht.

Sie quälten ihn noch immer. Sie steckten in seinem Kopf fest. Er wollte sie nicht, aber er benötigte Kraft, um sie zu vertreiben.

Aufhören! Aufhören! Aufhören!

Er schrie sich diesen stummen Befehl selbst zu, der durch seinen Kopf

wie ein scharfes Sägeblatt fuhr. Sie hatten ihn wieder erwischt. Diesmal war es schlimm wie nie.

Zeit war für Samson Succ bedeutungslos geworden. In sich versunken hockte er auf der Treppe, zitterte und betete darum, daß die Dämonen aus seinem Kopf endlich verschwanden.

Dieser verfluchte Zauber, dieses Voodoo-Grauen, das ihn so brutal erwischt hatte. Er war regelrecht niedergemacht worden, aber auch dieser Anfall ging vorbei.

Die Dämonen entschwanden aus seinem Kopf. Allmählich kam er wieder zu sich. Die Welt um ihn herum kristallisierte sich hervor. Der düstere Flur, das Fenster an der rechten Seite, das nicht mehr dicht schloß. Schon immer hatte er sich darüber gewundert, daß es noch nicht zerstört war. Durch den viereckigen Ausschnitt fand das kalte Mondlicht seinen Weg, so daß Succ seine nächste Umgebung einigermaßen erkennen konnte.

Wenn er nach vorn schaute, sah er zwar die Querwand des Treppenhauses, aber auch die Holztür auf dieser Etage. Toiletten gab es in den Wohnungen nicht. Wer sein Geschäft verrichten wollte, der mußte ins Treppenhaus gehen und die Toilette dort benutzen.

Er starrte den Ausschnitt an. Grau war er. Die Farbe der Tür war nicht mehr zu erkennen.

Sie war blaß geworden und teilweise abgeblättert wie die Haut einer tief in der Erde liegenden Leiche.

Succ starrte auf das fast blanke Holz. Seine Augen brannten. Die Schmerzen in seinem Kopf hatten sich verflüchtigt. Eine Tür knallte. Jemand polterte die Treppe hinunter, kam näher.

Die Tür, nur die Tür!

Sie zog seine Blicke an. Sie war anders, sie war das Tor zu einer anderen Welt. Magisch aufgeladen, ein gefährliches Kleinod, hinter der das Grauen verborgen lag.

Die Tür war böse. Sie war…

Succ stand auf. Er wunderte sich, daß er es konnte. Es war der Wille, am Leben zu bleiben, der ihn handeln ließ. Schwankend stand er auf der drittletzten Stufe der Treppe. Sein Gesicht war naß vom Wasser der Tränen. Er fühlte sich nicht mehr als Mensch, sondern als Ding. In seinem Magen brannte ein See aus Säure.

Was lag hinter der Tür?

Er wußte es, und trotzdem überkam ihn die wilde Angst. In seiner Umgebung war alles anders geworden. Er spürte die mörderische Kraft dicht bei sich.

Er wollte weg - und da geschah es!

Plötzlich stand die Tür in Flammen! Ein gewaltiges, zuckendes Feuer hatte die Tür gefressen, es gab sie nicht mehr, und der Raum dahinter war eine einzige Flammenhölle, deren Sog er nicht entwischen konnte.

Sie zerrten ihn näher. Sie war nicht mehr zu kontrollieren.

Er torkelte auf sie zu. Die Dämonen in seinem Hirn fingen wieder an zu toben, als er sich der Flammenhölle näherte.

Und dann sah er den Körper der Frau inmitten des Feuers. Sie war so schön, sie war die Versuchung schlechthin. Sie war der schöne Tod im Feuer.

Die Dämonen trieben ihn. Sie schleuderten ihn vor. Sie drückten gegen seinen Rücken, obwohl sie in Wirklichkeit nicht vorhanden waren. Das Feuer war wie ein Magnet, und er war das Eisen.

Und dann war er da.

Die Frau hatte ihn. Er wollte sie umarmen. Er sah wieder ihr Gesicht. Es lächelte, es verwandelte sich, und für einen Moment sah er den Schädel eines Monsters.

Im nächsten Augenblick überkamen ihn die Schmerzen wie ein Schock, der ihn sprachlos machte.

In der kleinen Toilette brach er zusammen, und das unheimliche Feuer hatte ein weiteres Opfer gefunden…

***

Brixton!

Ein Stadtteil von London, den eine unrühmliche Geschichte umwaberte. Wer an Brixton dachte und von Brixton redete, der hatte sofort das Gemälde der Krawalle vor Augen, der großen Straßenschlachten zwischen zumeist farbigen Jugendlichen und der Polizei. Der sah Wasserwerfer, Tränengas, durch die Luft fliegende Pflastersteine, Rauch, Feuer und flüchtende Menschen. Zerstörte Schaufenster, umgekippte Autos, geplünderte Geschäfte und Barrieren aus Autoreifen; die ebenfalls brannten.

In Brixton war es nie ruhig, auch wenn es so schien. Irgend etwas kochte immer. Es trat nur nicht jedesmal offen zutage, aber der Funken glühte unter der Oberfläche. Die Lunte brannte; es gehörte nur ein Flämmchen dazu, um all den Sprengstoff an Wut, Haß und Ungerechtigkeit explodieren zu lassen.

In Brixton gab es auch keine vorweihnachtliche Stimmung. Da suchte man vergeblich nach geschmückten Tannenbäumen oder Lichterketten in den Bäumen. Auch die meisten Schaufenster sahen trist aus. Nur vereinzelt brannte ein Licht, das aber fiel kaum auf.

Brixton schien aus dem Winterschlaf zu erwachen. Es gab erste Hinweise auf eine große Demo, die wohl wieder außer Kontrolle geraten würde, denn es jährte sich ein für mancher wichtige Jahrestag. Durch den Einsatz der Polizei war ein Farbiger ums Leben gekommen.

Ausgerechnet in dieser Hölle hatten Suko und ich zu tun.

Wir waren an diesem Abend in den brodelnden Stadtteil Brixton

gefahren, hatten den Wagen gut verschlossen, obwohl er nicht weit entfernt von einem Ort stand, den uniformierte Kollegen abgesperrt hatten, damit die Neugierigen abgehalten wurden. Die hatten sich hinter dem Trassierband versammelt. Noch waren sie relativ friedlich, denn sie wußten nicht genau, was geschehen war, aber es versammelten sich immer mehr Menschen, was uns nicht besonders gefiel.

Wir sahen Kollegen, die in ihre Funkgeräte sprachen. Wahrscheinlich baten sie um Verstärkung. Sicher war sicher.

Ich hielt meinen Ausweis hoch, als ich mich durch die Gruppe der Neugierigen wühlte und dabei Püffe und Stöße hinnehmen mußte. Auch Suko, der sich dicht hinter mir befand, protestierte nicht.

Wir sahen den Hauseingang vor uns. Er gehörte zu einem alten, windschiefen Bau, der zwischen anderen, die ebenfalls so aussahen, eingeklemmt schien.

Auf dem Gehsteig schimmerte das Pflaster feucht. Eis hatte sich gebildet und einige Flächen glatt gemacht. Die Luft war kalt, drückte auch, ein Zeichen dafür, daß das Wetter bald umschlug. Dann würde es Schnee oder Regen geben - und ein Verkehrschaos.

Die beiden Männer, die den Eingang bewachten, hatten Schultern wie Kleiderschränke.

Sie begutachteten meinen Ausweis und nickten. Wir passierten die beiden und hatten den Eindruck, eine Höhle zu betreten, in der es nicht eben angenehm roch. Zwar brannte hier im Erdgeschoß das Licht, aber das verdiente den Namen kaum, so trübe war es. Erst weiter oben sahen wir einen helleren Schein. Er wurde von den Standscheinwerfern abgegeben, die die Kollegen aufgebaut hatten.

In diesem Haus konnte sich kaum jemand wohl fühlen. Beschmierte Wände, ausgetretene Treppenstufen, ein nicht gerade stabiles Geländer - alles war schmutzig, kalt und düster.

Allerdings nicht so eisig wie draußen. Dennoch ging ich davon aus, daß die Menschen hier in den Buden froren.

Am Fuß der Treppe stand ein Uniformierter und kaute auf seinem Gummi. »Wo finden wir den Toten?« wollte ich wissen.

»Dritte Etage, Sir.«

»Danke.«

Wir stiegen hoch. Suko, der neben mir herging, schaute sich immer wieder um, hatte dabei die Stirn gerunzelt und schüttelte einige Male den Kopf.

»Hast du was?« fragte ich ihn.

»Nein, nicht viel - doch hier könnte ich es nicht aushalten. Das ist ja Horror. Hier bekäme ich die Krise.«

»Wem sagst du das?«

Wir gingen weiter. Von oben her hörten wir Stimmen. Das Licht

wurde heller, wirkte kalt und schien in sämtlichen Farben zu schillern.

Die Treppe bestand zum Glück noch aus Steinen. Eine hölzerne wäre längst zusammengebrochen. Ich wußte, wer hier der Chef der Mordkommission war. Er hieß Tony Ramsgate. Um seine Arbeit in diesem Viertel war er bei Gott nicht zu beneiden. Wir kannten ihn flüchtig und wußten außerdem, daß er gern Pfeife rauchte. Deshalb war er bereits zu riechen, noch bevor wir ihn sahen.

Er stand in der Nähe des Absatzes, drehte uns den Rücken zu, die Pfeife hing in seinem Mundwinkel, und sein Kopf war umgeben von Rauchschwaden, die nach jedem Zug mehr Nachschub bekamen und sich nur träge auflösten. Ramsgate trug einen dunklen Ledermantel, in dessen Taschen er seine Hände geschoben hatte. Wie immer »klebte« auf seinem Kopf eine Baskenmütze, die ein wenig schief saß und die kahlen Stellen auf seinem Schädel verdeckte. Auf den Seiten quoll das dichte Haar dunkelgrau hervor.

Ramsgate hatte uns gehört. Er drehte sich langsam um, schaute die Treppe hinab, sah uns hochkommen und qualmte noch stärker. Ohne die Pfeife aus dem Mund zu nehmen, verzog sich sein Gesicht zu einem bissigen Grinsen, und er sprach uns noch in derselben Haltung an. Seine Augen zogen sich zusammen. Sie bildeten Schlitze. »Aha, jetzt kommt die Lösung.«

Ich überwand die letzte Stufe und wedelte den Tabakrauch zur Seite, so daß ich Ramsgates Gesicht sehen konnte, das zwar normal aussah, aber immer einen weinerlichen Zug zeigte, was möglicherweise an den Augen lag, die immer etwas trübe und verschlafen blickten, wovon man sich aber nicht täuschen lassen sollte, denn so verschlafen war der gute Tony Ramsgate nicht. Die Nase erinnerte mich an einen großen und langen Tropfen, eingeklemmt zwischen zwei Hängebacken.

Er reichte zuerst mir die Hand, dann war Suko an der Reihe. »Ihr kommt also in großer Besetzung.«

»Wie man sieht.«

Ramsgate winkte ab. »Na ja, wurde auch Zeit. Aber was anderes. Ich wollte jetzt eigentlich auf einer Weihnachtsfeier sein.« Er hob den rechten Zeigefinger, der nikotingelb aussah. »Dienstlich wohlgemerkt. Unser oberster Boß hat all seine Offiziere eingeladen, wenn ich das mal so sagen darf. Ich hatte mich schon gefreut, meine Frau war auch froh, denn jeder kriegt irgendein Geschenk. Aber was ist jetzt? Ich stehe hier und spreche mit euch.«

»Jedem das Seine, Kollege.«

»Ich weiß. Mein alter Freund Tanner hat schon gesagt: Sieh zu, daß du die beiden bald los wirst, sonst drehst du hinterher noch durch.«

»Warum sagte er das?« fragte Suko.

Ramsgate produzierte wieder einige Wolken. »Er hat wohl nur seine

Erfahrungen weitergegeben.«

»Tanner übertreibt«, kommentierte ich.

»Das will ich auch hoffen.« Ramsgate hatte gesehen, wie wir uns umschauten, und fragte:

»Suchen Sie was?«

»Ja, die Leiche.«

Er deutete nach oben, wo das Licht heller strahlte. »Dort müssen Sie schauen.«

»Danke.«

Er hielt uns mit beiden Händen zurück. »Aber noch nicht sofort. Meine Männer befinden sich noch bei der Arbeit. So lange können Sie noch warten, denke ich.«

»Wie sie meinen.«

»Was haben Sie denn schon herausgefunden?« erkundigte sich Suko.

Ramsgate hob die Schultern. »Im Prinzip nichts.«

»Ach.«

»Es ist wie bei den anderen«, erklärte er. »Ich habe nichts herausgefunden. Dieser Mann ist verbrannt. Die Haut hat sich von seinen Knochen gelöst - wie auch immer. Wenn mir der Vergleich gestattet ist, würde ich sagen, daß sie wie dicker Sirup oder Konfitüre am Skelett nach unten gelaufen ist.«

»Durch Feuer?«

»Man muß es annehmen, Mr. Sinclair. Es hat ja keine Zeugen gegeben. Ob er nun innerlich verbrannt ist und sich die Flammen ausgebreitet haben, das kann ich Ihnen nicht sagen. Jedenfalls sieht das, was von ihm zurückgeblieben war, nicht gut aus.«

»Ja, das können wir uns vorstellen.«

»Was ist denn mit den Zeugen, falls es überhaupt welche gegeben hat?« fragte Suko.

Ramsgate winkte ab. »Wie auch in den anderen Fällen in dieser Umgebung, so hat es diesmal ebenfalls keine Zeugen gegeben. Alles ist zeugenlos abgelaufen. Es gibt keinen Täter, es existiert eben nur das schrecklich zugerichtete Opfer.«

»Wie heißt der Mann?«

»Samson Succ!«

Der Name sagte mir nichts. Auch Suko kam damit nicht zurecht, denn als ich ihn anschaute, hob er nur die Schultern.

»Ein Farbiger - wie auch die anderen«, erzählte uns Ramsgate. »Wir haben seine Bude durchsucht und dort Hinweise auf seine Identität gefunden. Er stammte aus der Karibik.«

»Hielt er sich illegal hier auf?«

»Keine Ahnung, Suko. Das wird noch recherchiert. Von den Nachbarn haben wir so gut wie nichts zu hören bekommen. In dieser Gegend ist es wenig chic, mit der Polizei zu sprechen.« Ramsgate nahm die Pfeife

aus dem Mund und schaute fast versonnen auf den vor sich hinglimmenden Tabak im Pfeifenkopf. »Aber ist ja nicht der erste. Wir haben bereits drei andere Opfer.«

»Sie sind alle auf dieselbe Art und Weise ums Leben gekommen?« hakte ich nach.

»Ja, das steht fest. Das habe ich ja in meinen Berichten geschrieben. Ich bin schon lange im Job, aber mit diesen Fällen komme ich nicht zurecht. Da jage ich lieber einen Typen wie den Ripper. Der nimmt ein Messer, wenn er killt. Auf eine gewisse Art und Weise ist das sogar ehrlich, aber diese Opfer sind verbrannt - sollte man jedenfalls denken. Oder was sagen Sie dazu, wenn bei einem Menschen die Haut fehlt.«

»Säure.«

Ramsgate winkte ab. »Nein, Mr. Sinclair, keine Säure. Es gibt davon keine Spuren um die Leiche herum. Die Toilettentür ist allerdings zerstört, als wäre das Unheil aus dem Raum dahinter hervorgebrochen. Aber Spuren finden Sie dort auch nicht. Das Feuer oder was immer ihn zerstört hat, ist nicht nachweisbar.«

Ich nickte, mehr konnte ich nicht tun, denn Suko wußte mehr über die Fälle als ich, weil er die Berichte gelesen hatte. Ich war in den letzten Tagen unterwegs gewesen. Zuerst in Bath, dann hatte ich in London noch zusammen mit den Conollys einen Fall aufklären müssen, an dem Suko ebenfalls nicht beteiligt gewesen war.

Unterwegs hatte mich Suko eingeweiht, aber auch dadurch war ich kaum weitergekommen. Es hatte den vierten Toten gegeben, und keiner von den Kollegen wußte, was dahintersteckte. Tony Ramsgate hatte rotiert, bis ihm der Gedanke gekommen war, sich mit seinem Freund und Kollegen Tanner kurzzuschließen, und der hatte ihm den Ratschlag gegeben, sich an uns oder unseren Chef, Sir James, zu wenden. Das hatte er getan, und wir hatten nun den Schwarzen Peter.

»Es wäre ja gut, wenn wir den Toten mal sehen könnten«, schlug ich vor.

»Kriegen Sie noch, Mr. Sinclair, keine Sorge. Nur noch einen Moment.«

Er drehte sich um und rief den Treppenabsatz hoch: »He, wie weit seid ihr?«

Ein Mitarbeiter beugte sich über das Geländer. »Sie können kommen, Chef, bei uns ist fast alles okay.«

»Gut.« Ramsgate winkte uns zu. »Dann folgen Sie mir mal unauffällig.«

Das taten wir, wobei sich Suko noch umdrehte und zurückschaute. Er suchte einen bestimmten Menschen, der sich hier ebenfalls aufhalten sollte. Bisher hatten wir ihn noch nicht gesehen, aber, so war uns gesagt worden, dieser Mann würde uns helfen. Er war derjenige, der

die Szene hier kannte.

Wir wußten nicht, wie er aussah. Er mußte allerdings ein Farbiger sein, und er stand bei einigen unserer Kollegen hoch im Kurs, das war uns bekannt.

Die beiden Scheinwerfer im Flur waren nach unten gerichtet, so daß uns das Licht nicht blendete. Obwohl in diesem Haus zahlreiche Parteien wohnten, waren die Wohnungstüren geschlossen geblieben. Nicht jeder sprach gern mit der Polizei, und es wollte auch keiner von seinem Nachbarn dabei beobachtet werden, wenn er mit den Bullen redete.

Der Tote lag im Flur.

Zwei Männer traten zur Seite, damit wir ihn besser sehen konnten. Im kalten Licht eines Scheinwerfers sah er noch schlimmer aus als befürchtet. Ich spürte ein kaltes Rieseln auf dem Rücken, als ich einen ersten Blick auf ihn warf, bei dem es natürlich nicht blieb, denn Suko und ich traten- noch näher heran, damit wir auch Einzelheiten erkennen konnten.

Fleisch? Haut?

Nein, es gab sie nicht mehr. Wir starrten auf ein Skelett, auf dem nicht der kleinste Fetzen Haut zu sehen war. Es gab auch kein Blut, kein Fleisch - vor uns lag ein Skelett mit leeren Augen-, Mund- und Nasenhöhlen, aber trotzdem anders als ein normales Skelett, und dafür gab es einen Grund.

Es war die Farbe!

Dieser Knöcherne schimmerte bläulich. Überall, ob am Kopf, am Körper, in der Mitte, an den Beinen oder an den Füßen. Das bläuliche Schimmern blieb bestehen, als hätte jemand die Knochen mit Farbe angestrichen.

Seltsam, mehr als das.

Suko und ich schauten uns den Knöchernen an. Es war still geworden, auch Ramsgates Mitarbeiter hatten sich zurückgezogen, aber hinter unserem Rücken hörten wir das Ratschen, mit dem der Kopf eines Zündholzes über eine Reibfläche hinwegglitt. Funken sprühten, eine Flamme tanzte über dem Pfeifentabak. Neue Rauchwolken umwehten uns, und dann sprach uns der Kollege an. »So war es schon dreimal zuvor.«

»Und alles in dieser Gegend?« fragte Suko.

»Ja, und die Taten beschränkten sich alle auf den Stadtteil Brixton. Ausgerechnet, als wäre hier nicht sowieso schon der Teufel los. - Es rumort doch wieder, das merken alle. Irgendwann geht es hier wieder zur Sache. Da fliegen dann die Fetzen, aber ich will nicht den Teufel an die Wand malen, der hat sich längst von ihr gelöst und geht seine eigenen Wege, indem er anfängt zu killen.«

Ich wandte mich von dem Skelett ab. »Was haben Sie denn bisher

herausgefunden, Mr. Ramsgate?«

Die Frage gefiel ihm nicht, denn er paffte noch größere Qualmwolken. »Gar nichts, was uns weiterbringt, Kollege. Überhaupt nichts. Wir haben die Namen der Toten, das ist alles.«

»Gibt es keine Vita?«

Ramsgate winkte ab. »Das können sie vergessen. Wer kein Zuhause hat, der existiert, aber der lebt nicht. Er hat keinen Background und meist auch keine Zukunft. Der Bewohner muß sich durchschlagen, er muß kämpfen. Von Stunde zu Stunde, von Tag zu Tag. Oder er hängt vor der Glotze, kriegt die große weite Welt in farbigen Bildern ins Haus geliefert und sieht all die Reichen und Schönen, die sich auf dem Erdball tummeln. Er selbst aber ist beschissen dran, und so wird es auch bleiben, falls sich nicht radikal etwas ändert. Aber sagen Sie ehrlich, Sinclair, hat diese Stadt Geld, um Änderungen vornehmen zu können?«

Ramsgate schüttelte den Kopf. »Nein, das hat sie nicht. Also wird so weitergemacht, und immer mehr Menschen drängen in den Ballon Brixton, der sich dehnt und dehnt, bis er irgendwann platzt.«

»Ja, Sie haben recht.«

»Immer, Kollege. Ich tue hier Dienst, und manchmal stinkt es mir gewaltig, darauf können Sie sich verlassen.«

»Dürfen wir trotzdem die Namen der anderen Toten erfahren?«

»Die habe ich«, sagte Suko.

»Gut.«

Ramsgate gefiel nicht, was wir taten. »Hören Sie, ist das alles, was man von Ihnen hört? Wollen Sie nicht mit den Ermittlungen beginnen? Leute befragen, die Wohnungen hier im Haus durchsuchen, mit den Mietern reden und dann Schlüsse ziehen?«

Ich hob die Schultern. »Das werden wir nicht tun. Sie selbst haben gesagt, daß die Menschen hier sehr verschlossen sind und wohl nicht gern mit Polizisten reden.«

»Das stimmt. Aber es könnte einen Umschwung geben.«

»Inwiefern?« fragte Suko.

Ramsgate saugte wieder an der Pfeife, und, zwar so heftig, daß der Tabak aufglühte. Dann gab er die Antwort. »Auch wenn die Leute hier nicht eben auf unserer Seite stehen, so müssen Sie doch mit einem Faktor rechnen: der Angst. Inzwischen sind vier Morde geschehen, und allmählich wird auch der Dümmste begreifen, was hier alles abläuft. Es spricht sich herum, und die Menschen denken wohl auch daran, daß sie die nächsten sein könnten. Es wird sich eine gewisse Unsicherheit ausbreiten, die für uns von Vorteil sein kann.«

»Meinen Sie?«

»Ja, Mr. Sinclair, darauf hoffe ich. Dann wird irgend jemand den Mund aufmachen.«

»Vorausgesetzt, er weiß etwas.«

Ramsgate nickte uns beiden zu. »Darauf können Sie sich verlassen. Die Leute hier wissen viel. Sie sagen nur nichts. Sie halten sich aus bestimmten Gründen bedeckt. Gehen Sie in die Wohnungen, stellen Sie Ihre Fragen, und Sie werden an den Gesichtern erkennen, daß die Menschen Bescheid wissen, sich aber nicht trauen, etwas zu sagen. Es sei denn, die Angst wird übergroß. Dann platzt es aus ihnen hervor. Bis es aber soweit ist, werden wohl noch Tage oder Wochen vergehen - und weitere Morde geschehen. Ich rechne fest damit, daß wir noch ein paar Skelette finden werden. Bläulich angelaufen, verbrannt, fleischlos, ohne einen Tropfen Blut. Allein sich vorzustellen, daß dieser Mann noch vor einigen Stunden gelebt hat, ist schon Wahnsinn.«

»Und es hat niemand etwas gehört hier im Haus?« Ich deutete auf die Toilettentür. »Sie ist aufgebrochen worden, und so etwas läuft nicht ohne Lärm ab. Da muß doch der eine oder andere etwas gehört haben. Der Mann ist vielleicht lautlos gestorben, aber die aufbrechende Tür wird…«

Ramsgate ließ mich nicht aussprechen. »Regen Sie sich darüber nicht auf, Mr. Sinclair. Es lohnt sich nicht. Man hält hier den Mund. Jeder ist sich selbst der nächste.«

»Das sehe ich ja ein.«

»Wie schön. Dann fangen Sie mal an. Brixton kann zur Hölle werden. Ich spüre die Unruhe. Es soll eine große Demo geben, sie wird bereits im Untergrund vorbereitet. Und wenn diese Demo ausufert, ich brauche Ihnen nicht zu sagen, was hier wieder los sein wird! Ideale Bedingungen für einen Killer, von dem niemand etwas gesehen hat. Ich frage mich manchmal, ob er überhaupt ein Mensch ist?«

»Was sollte es sonst sein?« erkundigte sich Suko.

»Keine Ahnung. Ein Monster, ein Dämon oder so. Aber damit haben Sie ja mehr Erfahrung.«

»Sollte man meinen«, erklärte ich und stieß die Luft aus. Dann kräuselte ich die Stirn.

»Wenn ich Sie recht verstanden habe, Kollege, waren alle Opfer Farbige.«

»So ist es. Aber Sie sollten dem nicht zuviel Bedeutung beimessen, falls Sie an irgendeinen Rassisten gedacht haben. Hier wohnen ja fast nur Farbige. Das ist ein Ghetto, man kann es so sagen. In Brixton hocken die armen Schweine aufeinander. Weiße sieht man selten.«

»Man hat Ihnen also nichts gesagt, stellte ich noch einmal fest. Und Sie stehen noch immer oder wieder am Anfang.«

»Leider.«

»Was haben die Untersuchungen der Skelette ergeben? Die Wissenschaft ist zumeist sehr hilfreich und…«

»Kaum etwas. Keine Spuren von einer Säure, keine Hinweise auf ein Feuer. Kein Ruß nichts. Nur eben diese komische Farbe. Und auch die Kleidung ist verschwunden. Normalerweise hätten wir hier Asche liegen sehen müssen. Und? Entdecken Sie etwas?«

»Nein.«

»So war es auch bei den anderen. Das muß ein besonderes Feuer gewesen sein, das hier gewütet hat. Soviel haben wir herausbekommen, denn einige Bewohner sprachen von einem seltsamen Flackern, das durch die Türritzen drang. Sie sind allerdings nicht näher darauf eingegangen, was dieses Flackern wohl bedeuten konnte.«

»Dann könnten wir uns auf ein Feuer festlegen«, resümierte Suko.

»So sehe ich es.«

Der Inspektor sprach weiter. »Sie haben ja, das weiß ich aus den Unterlagen, die ich, aber nicht mein Freund John Sinclair gesehen hat, die Namen der Toten aufgeführt. Gab es denn Gemeinsamkeiten, die alle vier hatten? Kamen sie aus einem Land, einer Stadt? Waren Sie auch hier zusammen? Haben sie hier eine Clique oder Bande gebildet? Machten Sie miteinander Geschäfte?«

Tony Ramsgate nickte einige Male heftig. »Wir haben versucht, das aufzuklären, aber da war die Wand, die uns immer wieder zurückfederte. Es tut mir leid, Ihnen sagen zu müssen, daß wir keine konkrete Antwort bekommen haben. Niemand hat sie offiziell so gut gekannt, als daß er in der Lage gewesen wäre, uns eine Antwort zu geben.« Er saugte wieder an seiner Pfeife. »Natürlich wird man sie gekannt haben, das steht außer Zweifel, aber die Leute waren stumm wie die Fische.« Ramsgate hob die Schultern. »Das ist Brixton.«

»Okay, wir haben verstanden«, sagte Suko. »Hast du noch irgendwelche Fragen, John?«

»Nein, im Moment nicht.«

»Dann werden wir von hier verschwinden«, erklärte er und schaute Ramsgate an.

»Tun Sie, was Sie nicht lassen können, hören und schauen Sie sich um, und Sie werden erleben, daß ich nicht unrecht hatte. Brixton gehört zwar zu London, aber dieser Stadtteil ist für uns Ausland, und das wird er bis zu meiner Pensionierung auch bleiben.«

»Wir werden sehen«, sagte ich und reichte Ramsgate die Hand. »Drücken wir uns alle die Daumen.«

»Ich werde es tun. Der normale Terror reicht mir schon. Ich habe keine Lust, hier hinter einem Super-Psychopathen herzurennen. Es laufen schon genügend andere Spinner durch die Straßen. Eine Warnung möchte ich Ihnen noch mit auf den Weg geben. Es kann durchaus sein, daß es in dieser Nacht kracht und zu Ausschreitungen kommt. Dann sehen Sie bitte zu, daß Sie in Deckung sind.

Pflastersteine und Molotowcocktails sind wirklich nicht so leicht zu verdauen.«

»Danke für den Rat.«

»Und bringen Sie noch ihren Wagen in Sicherheit, sonst wird auch er zum Flammenball.«

Wir gingen und verließen damit die Insel aus würzigem Tabakrauch. Beide waren wir schweigsam, nickten nur den Beamten im Treppenhaus zu und erreichten schließlich die kalte Abendluft dieses Dezembertages. Die Absperrung stand noch immer. Das rotweiße Band flatterte im leichten Wind. Hinter ihm drängten sich die Menschen zusammen, die auch blieben, obwohl sie froren.

Wir sahen ihre Gesichter wie einen Background, der zu einer Filmdekoration gehörte. Die einen lauernd, die anderen abwartend oder auch grinsend.

Niemand aber machte auf uns den Eindruck, als hätte er besonders große Angst. Da mußte sich Ramsgate geirrt haben. Die Freude darüber, daß die verhaßten Bullen nicht weiterkamen, überwog.

Wir schlenderten an der Hauswand entlang, passierten die Sperre und sprachen erst dann miteinander. »Wie sollen wir vorgehen, Suko? Ich meine, du hast dich schon mit dem Fall beschäftigen können, während ich mich noch um Lucy Tarlington kümmern mußte…«

»Nur theoretisch, John. Ich bin so etwas wie ein Sammler gewesen. Ich habe die Akten gelesen. Mit dem heutigen sind es vier Morde, und wir müssen den oder die Täter suchen.«

»Eher *den* Täter.«

»Das glaube ich auch.«

»Jemand, der Feuer einsetzt.«

»Mit Höllenfeuer?«

Ich mußte grinsen, denn ich dachte an den vorletzten Fall, den ich in Bath erlebt hatte. Da war es um eine mit Höllenfeuer gefüllte Statue gegangen, von der sich Frauen hatten in den Bann ziehen lassen. Aber das waren zwei verschiedene Paar Schuhe, so daß ich diesen Gedanken sehr schnell wieder verwarf.

Unser Wagen stand halb auf dem Gehsteig. Er war noch nicht beschädigt worden, was möglicherweise an der Gestalt lag, die an der Kühlerhaube lehnte und uns entgegenblickte.

Neben mir versteifte sich Suko, dennoch verlangsamten wir unsere Schritte nicht, und schon wenig später lachte uns die Gestalt an. »Ihr wolltet mir unauffällig folgen, Freunde.«

»Und dann?« fragte Suko.

Der Sprecher gab keine Antwort mehr. Mit einer gleitenden Bewegung verließ er seinen ungewöhnlichen Sitzplatz, ging einige Schritte über den Gehsteig, lief dabei relativ schnell und drehte sich, bevor er aus unserem Blickfeld verschwand, noch einmal um. Er hob

dabei die Hand und winkte. Dann war er plötzlich weg, als wäre er von dieser Welt einfach verschwunden.

Wir blieben stehen. Ich wollte Suko schon etwas fragen, formulierte aber um und sagte:

»Du weißt, wer dieser Mann war!«

»Und ob. Das ist der geheimnisvolle Bayou, mit dem wir uns treffen wollten.«

»Sehr gut. Und?«

»Du wirst ihn kennenlernen.«

»Kennst du ihn denn?«

»Nur vom Telefon.«

»Aber er arbeitet für uns - oder?«

»Laß das nur keinen wissen«, erwiderte Suko und ging jetzt schneller. Ich konnte nur hoffen, daß dieser Bayou wirklich so etwas wie ein Joker in diesem Fall war…

***

Wir fanden den Mann jenseits eines schmalen Durchschlupfes zwischen zwei Häusern, in dem es widerlich stank, als würden irgendwelche Leute den Durchgang als Toilette mißbrauchen. Am Ende dieses »Tunnels« zwischen den Häusern erreichten wir einen stockdunklen Hinterhof, dessen Stille von einem zischenden Laut unterbrochen wurde, so daß wir uns nach rechts wandten.

Suko hatte die Führung übernommen. Ich folgte seinem Schatten und blieb stehen, als auch er stoppte.

»Bayou?« fragte er.

»Klar doch.«

»Gut. Ich bin Suko, das ist…«

»Ich weiß doch, wer ihr seid, Freunde. Alles klar. Man kennt sich aus.«

»Super. Hoffentlich so gut, daß wir etwas erreichen können. Du wolltest uns etwas sagen…«

»Nicht hier.«

»Wo dann?«

»Bleibt immer dicht hinter mir, Freunde. Ich kenne ein nettes Plätzchen, an dem wir uns in Ruhe unterhalten können. Aber hebt die Beine hoch, es kann rutschig und stolprig werden.«

»Verstanden, geh vor.«

Ich hielt mich neben Suko auf und befolgte den Ratschlag unseres Informanten Während ich über glatten, rutschigen Unrat stieg, dachte ich darüber nach, was ich von diesem Bayou wußte. Viel war es nicht den Namen hatte ich sowieso erst am heutigen Tag erfahren. Er war Polizist und gehörte zu einer Sonderabteilung. Er stammte aus der Karibik, hatte auch schon in den Staaten gearbeitet und dort auch

einige Erfolge errungen.

Auf welchen verschlungenen Wegen er in London gelandet war, wußten wir beide nicht.

Es konnte uns auch egal sein, wichtig war, daß wir von seinem Wissen profitierten, denn er kannte den Stadtteil wie seine Westentasche.

Dieses geringe Wissen hatte mir Suko übermittelt, der mit ihm schon in Verbindung gestanden hatte, allerdings nur telefonisch, wie ich wußte. Vor mir ging Suko. Als er sich duckte, zog auch ich den Kopf ein und betrat dicht hinter ihm einen Bau, in dem es stockfinster war. Nichts war zu sehen, dagegen war es in dem hinter uns liegenden Geviert noch hell gewesen.

»Bleibt mal lieber stehen!« hörten wir Bayous Flüsterstimme. Kurz danach zerstörte der Strahl einer Lampe die Finsternis. Licht huschte über eine schmutzige Wand und am Untergestell einer Treppe entlang, bevor er geschwenkt wurde und durch eine Öffnung fiel, die früher einmal von einer Tür verschlossen gewesen war. Heute gab es sie nicht mehr, dafür noch die stiegenartige Treppe, die in den alten Keller dieses Hauses führte.

Bayou ging vor. Die Lampe ließ er brennen, und auch Suko hatte sicherheitshalber seine kleine Leuchte hervorgeholt, damit auch wir die Stufen erkennen konnten.

Sie endeten in einem ebenfalls miesen, dunklen und auch stinkenden Kellergang, der sich von den Verschlägen rechts und links kaum abhob. Früher waren dort einmal Türen gewesen, die fehlten heute, und was in den Löchern lag, waren nur mehr Reste, die selbst irgendwelche Stadtstreicher nicht mehr gebrauchen konnten.

Bayou tänzelte vor uns her. Er schnippte mit den Fingern der linken Hand und drehte sich ebenfalls in diese Richtung, bevor er in einem der Verschläge verschwand und uns in seiner Wohnung willkommen hieß, die wir mit eingezogenen Köpfen betraten.

»Ihr könnt euch auch setzen«, sagte er und deutete auf drei Kisten. Zwei waren für uns, eine für ihn. »Licht brauchen wir auch noch«, sagte er und zündete drei Kerzen an, die zwischen den Kisten auf dem Boden standen.

Wir saßen bereits, als er seinen Platz einnahm. Das Kerzenlicht strahlte gegen sein Gesicht, die dunkle Haut, die großen Augen und die breite Stirn. Noch dunkler als die Haut war das pechschwarze Haar. Der breite Mund fiel auf, ebenfalls die breite Nase. Die Kappe hatte er vom Kopf genommen, setzte sie aber jetzt wieder auf, mit dem Schirm nach hinten.

»Genug gesehen?« fragte er und strich noch über seinen goldenen Ohrring, der am linken Läppchen baumelte.

»Sicher«, antwortete Suko. »Wir haben ja schon einiges von dir

gehört, aber längst nicht alles.«

Der Farbige zog seine Thermojacke auf. Darunter trug er einen dicken, dunklen Pullover.

»So hat das auch sein müssen«, erwiderte er. »Man muß manchmal dichthalten.«

»Aber nicht bei uns.«

»Das ist richtig.«

»Wer sind Sie, Bayou?« fragte ich.

Der dunkelhäutige Kollege lachte mich an. »Hör auf, Sinclair, sag nicht Sie zu mir. Sag einfach Bayou, das ist alles. Ich nenne dich dafür John. Man hat mir gesagt, daß wir für eine gewisse Zeit Partner sein sollen, und als Partner sollte man etwas vertrauter miteinander umgehen.«

»Okay, Bayou, kommen wir zur Sache.«

Wieder lachte er. »Du bist ein Weißer, John, und du bist ungeduldig wie alle Weißen. Du willst den Fall am liebsten in einer Stunde aufklären, aber das ist nicht drin. Wir müssen da schon anders vorgehen, mein Lieber, ganz anders.«

»Dann hast du einen Plan?«

Er ging darauf nicht ein, sondern fragte: »Was sucht ihr eigentlich, Freunde?«

»Einen Killer«, erwiderte Suko. »Einen Wiederholungstäter, der an diesem Abend schon wieder zugeschlagen hat.«

»Richtig.«

»Und du sollst uns auf seine Spur führen, nicht mehr und nicht weniger.«

Bayou gab keine Antwort. Dafür lachte er kichernd und auch glucksend.

»Was ihr euch immer vorstellt, kann so nicht klappen«, erklärte er nach einigen Sekunden.

»Ihr müßt mal eure Welt, die Welt der Weißen vergessen. Hier in Brixton ist vieles anders. Hier leben andere Menschen mit einem anderen und für viele von euch fremden Background, daran solltet ihr immer denken, denn diese Leute haben ihre Heimat nicht vergessen. Sie haben sie im Herzen bewahrt.«

»Mir kommen gleich die Tränen«, sagte ich. »Verdammt noch mal, hier geht es um einen vierfachen Mord. Vier Menschen sind auf eine rätselhafte Art und Weise ums Leben gekommen. Irgend etwas hat ihnen die Haut und das Fleisch von den Knochen gelöst. Zurückgeblieben sind ölige und bläuliche schimmernde Knochen, vereint in einem Skelett, das bei dem Angriff nicht zerstört wurde. Warum? Wie ist es dazu gekommen, selbst die Kleidung hat keine Asche hinterlassen.«

Bayou saß zurückgelehnt vor mir und spitzte seine Lippen, während

er zur Decke schaute, als wollte er dort die drei Kreise des Kerzenlichts beobachten, die überlappten. Auch das Licht brachte kaum Wärme. Vor allen Dingen konnte er die Bedrückung nicht vertreiben, die sich in dieser Kaverne ausgebreitet hatte. Es war klar und klamm. Ein Lager oder eine schlichte Decke hatte ich nicht gesehen, deshalb konnte ich mir kaum vorstellen, daß Bayou hier lebte. Selbst ein Penner deckte sich mit irgend etwas zu, und wenn es nur alte Zeitungen waren.

»Gute Frage, John.«

»Bekomme ich auch eine gute Antwort?«

Bayou senkte den Kopf, so daß er uns wieder anschauen konnte. Sein Ring im Ohr tanzte dabei und gab Reflexe ab. »Es kommt darauf an, wie du zu den Dingen stehst. Damit meine ich auch dich, Suko. Ihr müßt offen sein für das Besondere.«

»Sind wir«, sagte mein Freund. »Außerdem sollte es dir bekannt sein, denn du weißt, wer wir sind.«

»Klar doch.«

»Dann müßtest du auch Vertrauen haben.«

»Nur zu wenigen Weißen«, erklärte er, »aber das macht nichts. Es gibt ja auch Ausnahmen. Ich will euch etwas erzählen. Zuerst einmal muß ich sagen, daß ich nicht von hier stamme.«

»Ist zu hören«, sagte ich. »Dem Slang nach tippe ich auf die Südstaaten der USA.«

»Bingo, John. Ich komme aus Louisiana, aus der Nähe von New Orleans, wo vieles anders ist und die Menschen an Dinge glauben, über die hier gelacht wird.«

»Voodoo!«

»Sehr gut.«

»Wir kennen den Kult«, erklärte Suko.

»Das ist noch besser, denn nur so können wir vorurteilsfrei arbeiten.«

»Dann hatten die Verbrannten mit einem Voodoo-Zauber zu tun«, sagte ich.

»Das will ich nicht bestreiten.«

»Wessen haben sie sich schuldig gemacht?«

»Ich habe keine Ahnung.« Bayou hob die Schultern. »Ich habe sie nicht gekannt.«

»Ach.«

Er winkte ab. »Nicht unbedingt persönlich. Natürlich kannte ich sie vom Ansehen.«

»Und was taten sie hier?« fragte Suko.

»Sie lebten mehr schlecht als recht. Wie alle eben. Sie turnten hier durch die Gegend, sie waren auf der Suche, und wenn man mit ihnen sprach, dann wußten sie es selbst nicht, denn hier sind alle auf der Suche. Irgend wie schon - ja«, sagte er sehr nachdenklich.

»Fast alle sind auf der Suche, besonders die aus der Karibik, die hier in der Fremde besonders zusammenhalten und die Sitten und Gebräuche ihrer Heimat pflegen.«

»Kannst du uns genau sagen, was sie suchen?«

Bayou starrte Suko erstaunt an. »Nein, das kann ich nicht. Sagen wir so, sie suchen Heil.«

Bayou sprach in seinem leicht singenden Tonfall.

»Sie suchen den Weg, um aus dieser Misere herauszukommen, und allein ist das schwer.«

»Stimmt«, gab ich zu. »Also werden sie sich nach einem Hoffnungsträger umsehen.«

»Stark, John, stark.« Er verengte die Augen etwas, als fühlte er sich vom Kerzenschein geblendet. »Ich gehe sogar noch einen Schritt weiter. Es kann auch eine Hoffnungsträgerin sein.«

»Eine Frau.«

Er applaudierte mir.

»So also läuft der Hase…«

»Eher die Häsin«, sagte er.

»Eine Frau und Voodoo!«

»Möglicherweise.«

»Waren die vier Voodoo-Diener?« fragte Suko.

Bayou hob die Schultern. »Alles ist möglich, vieles kann eintreffen - muß aber nicht. Die Bullen, und das sage ich als einer von ihnen, obwohl ich mich im Prinzip nicht so fühle, stehen vor einem Rätsel. Sie haben natürlich kein Ohr für die Probleme dieser Menschen hier. Sie hoffen, daß sich die Minderheiten, wie wir ja eine sind, problemlos in die Gesellschaft einreihen. So und nicht anders ist es doch. Und dabei brodelt es weiter. Wahrscheinlich wird es in dieser Nacht wieder zu Ausschreitungen kommen, die Zeichen stehen auf Sturm, aber die düstere Wahrheit sieht niemand.«

»Aber du«, sagte ich.

Er lachte wieder glucksend. »Ich will mich nicht hervorheben, aber ich habe schon den besseren Durchblick.«

»Dann laß uns daran teilhaben, deshalb sind wir schließlich hier zusammengekommen.«

»Langsam, Suko, langsam. Bei dir wird es unter Umständen weniger Ärger geben als bei John. In dieser Nacht hat man etwas gegen Weiße - das hat sich nun mal so entwickelt. Ich will mich auch nicht dafür entschuldigen, aber ich merke, daß sich die Kräfte allmählich konzentrieren.«

»Du meinst damit die Demo?«

»Nicht unbedingt. Ich meine mehr die Zentrale, wo sich die Kenner treffen.«

»Das hört sich schon besser an.«

Bayou senkte für einen Moment den Kopf. »Kennt ihr *The Hell*?« fragte er dann.

»Die Hölle?«

»Ja, so heißt sie.« Er schaute uns wieder an. »Es ist ein Lokal, ein Insider-Schuppen, der so heißt. Ein Treffpunkt meiner Landsleute, wo sie aufblühen. Sie brauchen sich dort nicht zu verstecken, sie können den Klängen der Trommeln lauschen und sich hineinfallen lassen in die große Voodoo-Trance.« Er grinste breit, bevor er sagte:

»Sicherlich hat der gute Ramsgate nach Querverbindungen zwischen den vier Toten gesucht. Oder nicht?«

»Da hast du recht.«

»Und er hat keine gefunden, John. Wie sollte er auch? Das war nicht möglich, denn er ist ein Außenstehender.« Bayou zeigte zuerst auf Suko, dann auf mich. »Ihr aber seid schlauer geworden, denn ihr kennt die Verbindung bereits.«

»Tatsächlich?« fragte ich.

»Ja.« Bayou hatte den Spott in meiner Stimme überhört. »Es ist das Lokal. Es ist die Hölle. Das ist der Verbindungspunkt zwischen den vier Toten.«

»Kannst du da genauer werden?« fragte ich.

»Nur ungern. Ich blicke selbst noch nicht durch, aber das Lokal ist wichtig.«

»Wem gehört es?«

»Leonora Vendre!«

Ein neuer Name war gefallen. Einer, mit dem wir nichts anfangen konnten, und Suko wiederholte ihn leise, bevor er sagte:

»Er hört sich französisch an.«

»Er ist auch französisch.«

»Aha. Und?«

»Leonora und ich sind Landsleute. Wir stammen beide aus derselben Gegend.«

»Dann kennt ihr euch gut?«

»Einigermaßen.«

»Und sie residiert in der Hölle.«

»Das hast du gut erfaßt, Suko. Sie ist dort die Herrin. Sie beherrscht das Lokal. Sie gibt den hier Verlorenen so etwas wie Heimat zurück, wenn ihr versteht.«

»Und sie weiß sicherlich etwas über die vier Morde - eine wirklich tolle Frau«, sagte ich, ohne es so zu meinen.

»Du wirst begeistert sein, wenn du sie siehst.«

»Wann kommen wir in den Genuß?«

»Lange braucht es nicht zu dauern.«

»Also noch an diesem Abend.«

»Ja, aber geht nur mit mir, versteht ihr? Ich kann euch Zutritt

verschaffen, denn mich kennt man dort. Kämt ihr allein, würde man euch nicht bis an die Schwelle lassen. Keine Sorge, in meiner Nähe seid ihr relativ sicher.«

»Relativ nur?« hakte ich nach.

»Garantieren kann ich für nichts. Ich kann euch aber einen Rat geben. Wenn ihr schon in der Hölle seid, versucht mit allen Mitteln, nicht aufzufallen. Ihr würdet unter Umständen, nein, sicher sogar, den kürzeren ziehen. Meine Landsleute mögen keine Eindringlinge in ihre Welt - und keine Bullen.«

»Das haben wir schon begriffen«, sagte ich Bayou. »Uns geht es nicht vorrangig um irgendwelche Feste, die dort gefeiert werden. Wir sind nur daran interessiert zu erfahren, wie die vier Männer und durch wen sie ums Leben gekommen sind. Wir suchen *Mörder,* keine Bullenhasser, habe ich mich da klar genug ausgedrückt?«

»Hast du.«

»Dann steht einem Abmarsch nichts im Wege.«

»Nein, bestimmt nicht.« Er wollte sich vorbeugen, um die Flammen zu löschen, als Suko ihn wieder zurückdrückte. »Moment noch, Bayou, ich bin mir nicht sicher…«

»Warum?«

»Hör zu. Ist es möglich, daß eine gewisse Leonora Vendre vielleicht weiß, mit wem du dich heute getroffen hast?«

»Kann sein. Sie weiß vieles. Sie ist das Ohr, dem alles zugetragen wird.«

»Dann weiß sie auch über die Morde Bescheid und sicherlich darüber, wie die vier Männer ums Leben gekommen sind.«

»Ausschließen möchte ich es nicht«, erklärte er lächelnd. »Man hält sie für eine Königin des Voodoo, für ein Voodoo-Weib, wie auch immer. Für viele ist sie eine überirdische Lichtgestalt, eine Schamanin, eine Heilerin, eine, die sich mit dem Jenseits ebenso auskennt wie mit dem Sterben. Sie ist schon etwas Besonderes.«

»Um so interessanter für uns, sie endlich kennenzulernen.«

»Ich werde euch führen.«

Jetzt hatte keiner von uns etwas dagegen, daß er die Flammen löschte. Die Dunkelheit fiel über uns zusammen, trotzdem standen wir auf. Wieder tanzten die Strahlen der Lampen durch den Verschlag. Sie ließen die Feuchtigkeit an den alten Wänden wie Tautropfen glänzen.

Bayou schob sich nahe an mir vorbei auf den Ausgang zu. Von seinem Gesicht sah ich nur die großen Augen, als sollten sie mich hypnotisieren. »Denkt immer daran«, flüsterte er, »ihre Macht ist groß, ihr Wissen ebenfalls.«

»Was weiß sie denn?«

Der farbige Kollege grinste kantig. »Manchmal weiß sie alles, John, fast alles.«

»Wir werden sie fragen.«
Wieder lachte Bayou leise und schob sich in den schmalen, finsteren Gang hinein. Das Licht erfüllte ihn mit seinem kalten Schein und ließ die Wände aussehen wie nach einem ersten Anstrich.
Wir wunderten uns darüber, daß Bayou auffallend langsam ging. Eigentlich hätte er froh sein müssen, diese Kellerräume zu verlassen, aber er ging zögernd. Der Strahl seiner Lampe zuckte über die Wände. Dann blieb er auf der untersten Stufe kleben.
»Ist was nicht in Ordnung?« fragte ich.
»Das weiß ich eben nicht.«
»Wieso?«
»Wir müssen es abwarten«, sagte er mehr verschleiernd als aufklärend. Vor der Treppe blieb er dann stehen, um die Stufen hochzuleuchten.
Niemand stand dort und wartete auf uns. Dennoch konnte ich mir vorstellen, daß sich bei unserem Kollegen die Nackenhaare querstellten und er sich unwohl fühlte.
»Da ist doch niemand - oder?«
»Seid vorsichtig! Ich habe euch doch erzählt, daß sie einiges weiß, auch wenn man es ihr nicht gesagt hat.« Er drehte sich noch einmal um und winkte uns zu. »Gehen wir!«
Mir hatte dieses konspirative Treffen nicht gefallen, und Suko dachte ähnlich, das erkannte ich an seinem Gesichtsausdruck. Überhaupt kam uns ein Mensch wie Bayou suspekt vor. Möglicherweise wurde man so, wenn man in Brixton einige Jahre arbeitete und täglich diese Konflikte erlebte.
Am Ende der Treppe blieb er stehen, schnüffelte wie ein Tier und ging erst dann weiter, nachdem er überzeugt war, daß uns niemand erwartete.
Ich wußte nicht, ob er übertrieb. Als wir das Haus verlassen hatten und auf dem schmutzigen Gelände standen, kam es mir zumindest so vor, aber Bayou dachte anderes darüber, denn er kam mit einem langen Schritt auf uns zu und flüsterte:
»Jemand ist hier.«
»Was macht dich so sicher?«
»Ich habe es im Gespür. In meinen Fingerspitzen. Man erwartet uns, wir müssen aufpassen.«
Ich wollte- etwas erwidern, wozu es nicht kam, denn noch in derselben Sekunde hörte ich vor uns und versteckt in der Dunkelheit Laufgeräusche.
Da war tatsächlich jemand.
Bayous Hand mit der Lampe zuckte hoch. »Los, Licht!« keuchte er und schaltete sein Gerät ein.
Auch Suko und ich griffen in die Taschen, um unsere Stableuchten

hervorzuholen. Wir leuchteten ebenfalls in eine bestimmte Richtung, aber die drei Strahlen vereinigten sich nicht, sie blieben zwar parallel, aber zwischen ihnen befand sich noch immer genügend Raum, um eine größere Fläche ausleuchten zu können.

Was wir sahen, überraschte uns. Für einen Moment stockte mir der Atem. Im Schein der Lampen war eine Gestalt aufgetaucht, die mich an eine Figur erinnerte. An einen dieser schwarzen Diener aus Stein, die in manchen Häusern standen. Der Mann trug einen Frack, er bewegte sich nicht. Sein weißes Hemd leuchtete wie frisch gefallener Schnee.

Am Kragen trug er eine rote Fliege, und über ihr entdeckten wir einen Kopf, der aussah, als wäre er aus dunklem Ton gefertigt.

Leere Augen?

Nein, das hätte es sein müssen. Wenn nichts an ihm lebte, sie allerdings, denn in ihnen leuchtete ein kaltes Feuer. Grünblaue zuckende Flammen.

Wir hatten ihn gesehen.

Er hatte uns gesehen.

Durch seine mächtige, schon catcher- oder ringerhafte Gestalt ging ein Ruck. Es war für ihn das Startsignal. Mit staksigen Schritten walzte er nach vorn.

Sein Ziel waren wir.

***

Noch war er weit genug entfernt, um eine nicht direkte Gefahr zu bilden, aber Bayou wußte schon, daß er etwas Besonderes war, und ein Schütteln rann durch seinen Körper.

»Verdammt, man weiß bereits Bescheid. Man ist informiert. Sie hat ihn uns geschickt. Es ist das Monster. Es ist eine ihrer Gestalten. Sie liegt wieder in Trance.«

»Was sagst du da?« fragte ich.

»Vergiß es.«

Neben mir bewegte sich Suko. Er holte seine Beretta nicht hervor, sondern verließ sich auf die Dämonenpeitsche, während ich die mit Silberkugeln geladene Pistole gezückt hatte. Suko schlug einmal den berühmten Kreis, dann rutschten die drei Riemen heraus und berührten mit den Spitzen den Boden.

Bayou stieß mich an. »Verdammt, John, was macht er?«

»Laß ihn in Ruhe.«

»Aber das ist ihr Geschöpf.« Bayou sprach schnell und flüsternd. »Das ist es, verdammt!«

»Ich weiß.«

»Der wird es nicht packen. Er wird vergehen wie die anderen vier.«

»Wenn wir so denken würden, wären wir nicht hier!« erklärte ich

ihm, und danach war für mich Schluß, denn ich hatte zu Suko und seiner Waffe vertrauen.

Das seltsame Geschöpf ließ sich durch nichts beirren. Auch der unebene Boden konnte seinen Vorwärtsdrang nicht einengen. Er schaute nicht nach unten, sondern blickte nach vorn und überstieg dabei alle Hindernisse mit zackigen Bewegungen, als wären ihm diese durch Sensoren in den Füßen gemeldet worden.

Auch Suko ging weiter.

Seine Schritte waren normal. Er glitt auf diese Gestalt zu und hatte sich dabei zur Seite bewegt, um den anderen möglicherweise von uns abzulenken und auf sich selbst zu richten.

Bayou war noch immer nervös. »Verdammt noch mal, Sinclair, was hat dein Kollege vor?«

»Du wirst es erleben.«

»Hoffentlich.«

»Wieso?«

»Vergiß es.« Er winkte ab.

Mich machte der Kollege nervös. Auf der anderen Seite konnte ich ihm keinen Vorwurf machen, denn das Gebiet, was er jetzt betrat, war Neuland für ihn.

Suko war die Ruhe selbst. Drei Lampen, aber ein Strahl aus einer völlig anderen Richtung beleuchteten die Szenerie. Es war wie eine Bühne mit unheimlicher Dekoration. Der Hintergrund lag in einem fahlen Grau. Über uns stand der Himmel, der sich allmählich bezog, so daß das Mondlicht schwächer wurde.

Die Luft war kalt, bewegte sich kaum. Sie roch klebrig, wobei sich noch der Gestank von Abfällen hineinmischte. Ich kriegte eine Gänsehaut, als ich plötzlich den grell gewordenen Ausdruck in den Augen der Gestalt sah.

Es war auch genau der Moment, an dem Suko seinen Gegner beinahe erreicht hatte. Der andere mußte ihn spüren. Er merkte plötzlich, welche Gefahr da auf ihn zukam. Sein Nacken warf auf einmal Falten, als er seinen Kopf bewegte - und genau gegen die drei sich, fächerartig ausbreitenden Riemen schaute, denen er nicht entkommen konnte.

Ich kannte die Kraft der Dämonenpeitsche. Ich wußte, zu welchen »Leistungen« sie fähig war. Sie war für Dämonen ein mörderisches Instrument, das vernichten und töten konnte.

Ich hielt mich zurück und faßte meinen Nebenmann an, weil ich den Eindruck hatte, daß dieser flüchten wollte. Unter meinem Klammergriff blieb er und bekam mit, welche Kräfte das Monstrum zerstörten. Sie hatten den Schädel erwischt und dabei reagiert wie eine Säge.

Hineingeschlagen. Hineingefräst. Der Schädel zerbrach wie ein Porzellankopf, und aus dem Hals schossen plötzlich die Flammen hoch

wie bei einem Feuerwerk. Rotes, gelbes und blaues Licht sprühte in die Luft, wo der Wiederschein durch die Finsternis fuhr und über die kahlen Mauern der umliegenden Häuser flackerte.

Das Monstrum hatte keinen Kopf mehr. Nur die Flammen schossen hoch. Das Zischen erreichte uns wie eine fremde Musik, aber wir sahen noch mehr, denn aus dem Feuer kristallisierte sich etwas hervor. Es war das Gesicht einer Frau. Eine Haut, die bläulich und auch bleich glänzte. Wir sahen dunkle Augen, ebenfalls dunkle Haare, aber dieser Eindruck verschwand ebenso schnell, wie er aufgekommen war.

Aus dem Gesicht entstand etwas anderes, etwas Fürchterliches. Der grüngeschuppte Kopf eines Drachen, dessen Maul weit geöffnet worden war. Aus ihm hervor drang jede Menge Rauch, ein zischender und giftiger Brodem, der in das Feuer hineinjagte und es zum Erlöschen brachte.

Es wäre völlig finster geworden, aber zum Glück brannten nur zwei Leuchten. Eine hielt Suko in der Hand, die andere ich, und die Strahlen erwischten nichts mehr.

Der Platz, auf dem sich das Monstrum aufgehalten hatte, war leer. Keine Gestalt mehr, keine Asche, die zurückgeblieben war, auch kein Skelett, das auf dem Boden lag.

Nichts mehr…

Ich hörte neben mir seltsame Geräusche. Klagend und jammernd hörten sie sich an. Als ich nach unten schaute, sah ich, daß der farbige Kollege auf die Knie gefallen war, einfach unfähig, noch länger dorthin schauen zu können, wo sich das Drama ereignet hatte.

Suko aber ging zu diesem bewußten Platz. Er blieb stehen und hob die Schultern.

»Nichts?« rief ich.

»Du sagst es. Kein Rest.« Er leuchtete zu Boden und ließ den Strahl kreisen. »Das verstehe, wer will, John, ich begreife es nicht. Ich bin überfragt.«

»Ja, das bin ich wohl auch.«

Bayou hatte uns gehört. Er hob mit einer unsagbar müden Bewegung den Kopf und richtete sich auf. Auch er schaute dorthin, wo alles passiert war. Ich ließ den Strahl gegen sein Gesicht streichen.

Bayou schüttelte den Kopf. »Das alles packe ich nicht. Das begreife ich nicht. Wieso…?«

»Mach dir darüber keine Sorgen.« Ich konnte mich nicht beherrschen, ihm einen kleinen Stoß zurückzugeben. »Du hast uns ja gewarnt, aber wir sind auch nicht ohne.«

»Scheiße, das habe ich gemerkt.« Er kam auf die Beine, und ich kümmerte mich nicht mehr um ihn, sondern ging zu Suko, der den Kopf gedreht hatte und mich angrinste.

»Soll ich was fragen?«
»Nein, John, tu's nicht. Ich weiß es auch nicht. Ich komme damit nicht zurecht.«
»Sehr schön.«
Er lachte, und es hörte sich an wie in einer der amerikanischen Comedy-Serien.
Ich bedachte ihn mit einem verwunderten Blick, und Sukos Lachen verstummte. »Hast du irgendwelche Probleme?«
»Nein, John, überhaupt nicht. Ich finde es toll. Ich weiß nur nicht, wie ich alles in die Reihe bringen soll.«
»Was in die Reihe bringen?«
»Da ist zum einen diese Gestalt gewesen. So ein Gipskopf mit leuchtenden Augen, sage ich mal. Zum anderen haben wir in diesem Feuer ein Frauengesicht gesehen. Du doch auch - oder?«
Ich nickte.
Suko war zufrieden und sprach weiter. »Dann habe ich noch den Echsenkopf erkannt, oder was immer es auch gewesen sein mag.«
»Wo ist das Problem?«
»Wie bringen wir die drei unter einen Hut?«
Ich schwieg.
»Dann bist du auch überfragt.«
»Die drei?« murmelte ich vor mich hin.
»Was meinst du?«
»Ich frage mich wirklich, ob es drei verschiedene Personen gewesen sind.«
»Denkst du an drei in einer?«
»Ja.« Ich zählte auf. »Die zombiehafte Gestalt, der Frauenkopf und dann das Monster.«
»Die Echse.«
»Du hast es erfaßt.«
»Drei in einer«, murmelte Suko. »Soll ich jetzt eine Verbindung zu Luzifer ziehen, der sich ebenfalls aus drei Geschöpfen zusammensetzt? Wäre das der richtige Weg?«
Ich hob die Schultern. »Im Prinzip habe ich keine Ahnung. Es wäre möglich, nur spielen sich die Dinge hier auf einer wesentlich anderen Ebene ab, die auch niedriger liegt. Ich möchte nicht unbedingt sehr hoch greifen.«
»Das kann sein.«
»Und was bleibt uns im Endeffekt davon übrig?«
Suko wußte, worauf ich hinauswollte, denn seine Antwort hatte ich erwartet. »Voodoo!«
»Ja, daran dachte ich auch.«
»Was aus deinem Munde nicht eben begeistert klingt«, hielt er mir vor.

»Stimmt, und ich habe auch meine Gründe. Ich will nicht abstreiten, daß es um Voodoo geht, aber ich möchte noch etwas hinzufügen. Es kann sich durchaus um eine Variante des Voodoos handeln, die wir leider noch nicht kennen.«

Suko überlegte eine Weile, bevor er nickte. »Ja, das ist durchaus möglich. Voodoo kann seine Varianten haben. Es braucht da nicht nur um Zombies zu gehen, auch andere Spielarten dieser Magie sind möglich.«

»Die eine gewisse Leonora Vendre beherrscht.«

»Das kann ich mir denken.«

»Also sollten wir sie kennenlernen.« Suko sagte nichts mehr. Er schaute an mir vorbei.

Ebenso wie ich hatte auch er die Geräusche gehört, und wir sahen, daß sich uns jemand näherte. Es war unser Kollege Bayou, der dem Frieden noch immer nicht so recht traute, sich auf seinem Weg zu uns mehrmals umschaute, aber nichts entdeckte, was ihn hätte mißtrauisch werden lassen.

»Das Monstrum ist verschwunden«, erklärte ich. »Gewissermaßen ausgelöscht worden.«

Bayou blieb stehen. Er fummelte an seiner Mütze herum, ohne sie jedoch normal und mit der Kappe nach vorn aufzusetzen. »Ähm - und Suko hat sie vernichtet?«

»Du hast es gesehen?«

Er knetete sein Gesicht, als wollte er so für eine frische Durchblutung sorgen. »Ja, das stimmt, das habe ich ja gesehen, aber, verdammt, wie ist das möglich gewesen?«

»Von gestern sind wir auch nicht«, erwiderte Suko und schaute Bayou direkt an. »Wenn du ein guter Zeuge gewesen bist, das verlangt man schließlich von einem Polizisten, dann wirst du auch erlebt haben, was da geschah. Oder nicht?«

»Ja, ja, schon. Das Ding hat sich verändert.«

»Eben. Bleiben wir bei dem Ding. Du kennst diese Umgebung ja. Du bist selbst bekannt, du hast mit den Leuten Kontakt, und deshalb möchte ich von dir wissen, wer es ist.«

»Was?« Er mußte schrill lachen. »Das begreife ich einfach nicht. Sorry, aber damit komme ich nicht zurecht;«

»Aber du hast zugeschaut. Du mußt das Feuer gesehen haben, Bayou.« Suko faßte ihn an und schüttelte ihn durch.

»Ja, ja, ja, das habe ich auch.«

»Sehr schön, mein Freund. Aber es war nicht nur das Feuer. Aus ihm hat sich ein Frauenkopf entwickelt. Eine dunkelhaarige Person, deren Haut bläulich schimmerte. Oder ist dir das entgangen?«

»Nein…«

»Wunderbar. Dann kennst du die Person?«

Er nickte und schaute zu Boden. »Es ist Leonora Vendre gewesen. Die Voodoo-Königin. Die Besitzerin der Hölle. Ja, das ist sie gewesen, ich weiß es.«

»Dann sind wir wieder einen Schritt weiter. Zuletzt erschien der Kopf eines Monstrums, einer widerlichen Echse, die ihr Maul weit offen hielt, aus dem dann der Rauch in widerlichen stinkenden Wolken quoll, bevor das Ganze dann verging. Kannst du uns erklären, was es mit diesem Schädel auf sich hat?«

»Nein.«

»Wirklich nicht? Du hast mir ein wenig zu schnell geantwortet, Bayou.«

»Ehrlich nicht. Ich - ich habe davon keine Ahnung. Ich weiß nicht, wer dieser Schädel ist. Ich weiß auch nicht, zu wem er gehört. Das ist alles schlimm und furchtbar. Ich komme damit nicht zurecht, aber ich weiß genau, daß...« Er hob die Schultern. »Ich bin nur Beobachter, versteht ihr?« Er redete jetzt laut und stand dabei mit ausgebreiteten Armen vor uns. »Nur Beobachter, nur Zuschauer, und ich bin ein Mensch wie jeder andere, auch wenn ich ein Bulle bin. Das ist Scheiße, ich komme damit nicht zurecht. Hier geht etwas vor, über das ihr mich bitte nicht fragen dürft. Ich bin keiner, der...«

»Dann müßten wir uns an Leonora halten.«

»Ja, natürlich.«

»Und du wirst sie uns vorstellen, Bayou?«

Nach dieser Bemerkung ging er blitzschnell einen Schritt zurück. »Ich? Ich soll sie euch vorstellen?«

»Ja. Das war so gut wie abgesprochen. Oder sollen wir als Fremde dort erscheinen?«

»Nein, nein, das nicht. Wenn sie wirklich jemand geschickt hat, dann weiß sie auch Bescheid, versteht ihr? Das hat sie nicht ohne Grund getan. Sie muß erfahren haben, daß wir drei zusammenarbeiten, und zwar durch ihren Diener. Nur er konnte es ihr übermitteln.«

»So sehen wir das.«

»Toll, toll.« Bayou schnappte nach Luft. »Glaubt ihr etwa, daß ich mich dann noch in die Höhle des Löwen hineinwage und die Hölle betrete?« Er schüttelte den Kopf. »Nein, nein, so haben wir nicht gewettet, überhaupt nicht. Das ist ein Irrtum, das mache ich nicht. Ich mache überhaupt nichts mehr.«

»Wieso?«

»Na ja, ich meine - also ich, es ist vorbei. Ich kann nicht mehr hier arbeiten. Ich scheiße was auf meinen Job. Ich bin enttarnt. Man wird mich mit dem Kopf zuerst in ein Ölfaß stecken und mich krepieren lassen. Das sind doch die Regeln.«

»Das *waren* sie!« behauptete Suko.

»Wie...?«

»Wir werden dafür sorgen, daß man sie auf den Kopf stellt. Auch wenn diese Gestalt mit den leuchtenden Augen so etwas wie ein Leibwächter dieser Voodoo-Königin gewesen ist, so werden wir einfach deine Leibwächter sein.«

Bayou lachte wieder, obwohl es nichts zu lachen gab. »Ihr wollt meine Leibwächter sein? Ihr?«

»Wer sonst?«

»Ihr werdet euch wundern. Diese Nacht, und das geb ich euch schriftlich, diese Nacht ist die Hölle. Nein, noch nicht ganz. Sie wird die Hölle werden. Dann tritt nämlich die andere Hölle nach draußen und vereinigt sich mit der menschlichen.«

»Was meinst du damit?« fragte ich ihn.

»Die Demo, Sinclair«, flüsterte unser Kollege zurück. »Vergiß die Demo nicht.«

»Dann sollten wir uns beeilen, um die Hölle vor ihr zu erreichen. Los, Bayou, Abmarsch!«

***

Die beiden schwarzen Totenschädel mit den Bernsteinaugen in den Augenhöhlen glotzten Leonora Vendre von zwei verschiedenen Seiten an, aber das war sie gewohnt, denn sie selbst hatte die beiden Schädel dort aufgebaut. Als sie noch normal gewesen waren, hatten die Köpfe zwei jungen, starken Männern gehört, die dann jedoch in die Falle der Frau gelaufen waren und ihre sehr intime Bekanntschaft mit dem Leben hatten bezahlen müssen.

Leonora lächelte, als sie daran dachte, aber ihr Lächeln erlosch ziemlich rasch, denn sie wußte mittlerweile auch, daß man ihr auf den Fersen war.

Ausgerechnet er, ausgerechnet dieser John Sinclair. Bisher hatte sie ein Zusammentreffen mit ihm vermeiden können, doch seit einigen Stunden waren sie wie zwei Strahlen, die von verschiedenen Seiten her auf sie zuglitten, wobei ein Treffen unvermeidlich war.

Es würde kommen, sie wußte es, auch der anderen Seite war es bekannt, und sie würde sich darauf einrichten, das stand fest.

Noch hatte sie Ruhe. Aber hier drinnen, in der Hölle, war es ebenso die Ruhe vor dem Sturm wie draußen auf den Straßen, wo bald der Mob toben würde. Dann waren die meisten Bullen abgelenkt, so daß sie sich mit Sinclair und auch den beiden anderen beschäftigen konnte, und auf dieses irrsinnige Experiment freute sie sich jetzt schon. Magische Wunderdinge, von ihr durchgeführt, von der Kraft des besonderen Blutes geleitet, hinein in den Tunnel der bösen Phantasien.

Sie kicherte und ging dann vor, hinein in die Hölle. Er war der Raum, der einer Hölle glich. Gezeichnete Flammen an den Wänden.

Dazwischen verziert mit scheußlichen Fratzen, wie sie schrecklicher nicht sein konnten. Auch von der Decke her starrten sie auf die Gäste herab, und wenn sich der Propeller des Ventilators an der Decke drehte und den dicken Rauch durcheinanderquirlte, dann sah es manchmal so aus, als würden sich die Fratzen dort bewegen.

Lautlos ging sie vor. Wie ein Gespenst. Gespenstisch grau wirkte auch die Kleidung. Sie war eingehüllt in Tücher, als wollte sie eine zweite Salome werden, die anschließend ihren Schleiertanz vorführte. Das hätte sie auf der runden Tanzfläche in der Mitte des Lokals absolvieren können, aber Leonora ließ es bleiben.

Ebenso wie die anderen Gäste, die auf ihren Stühlen oder Bänken an den Tischen saßen und dabei wirkten, als wären sie auf dem Sprung.

Kein Weißer, nur Farbige!

Leonora sah es, obwohl sie im Hintergrund stehenblieb. Die Menschen kannten sie beinahe alle namentlich, und irgendwie fühlte sie sich als deren Besitzerin.

Farbige, keine Weißen.

Bis auf eine Ausnahme. Die schöne Leonora war eine Weiße. Ihre leicht glänzenden, schwarzen Haare waren nach hinten gekämmt. Rechts und links des Kopfes fielen einige Haare bis zu den Schultern.

Noch war es ruhig.

Das gefiel ihr.

Aber es war die Ruhe vor dem magischen Sturm, der Sinclair, diesen Chinesen und auch Bayou, den Verräter, erfassen sollte.

So lautlos, wie sie gekommen war, zog sich Leonora wieder in die hinteren Räume zurück. Sie wußte, daß ihre Feinde unterwegs waren, und sie ging daran, die entsprechenden Vorbereitungen zu treffen, denn schon draußen würde sie die Hölle von Brixton erwarten…

***

Es war reiner Zufall, daß wir Tony Ramsgate trafen. Von hinten her schob sich ein Wagen an uns heran, und wir standen voll im Licht der Scheinwerfer. Bevor wir ihm entgehen konnten, hörten wir die Stimme des Kollegen.

»Na, auf der Pirsch zum Erfolg?«

»Auch das noch«, flüsterte Suko.

»Wer ist das?« fragte Bayou, der ganz außen ging und schon zusah, den Schatten einer Hausmauer zu erreichen.

»Ein Kollege von der Mordkommission«, erklärte Suko.

»Ich haue ab. Wir sehen uns sicherlich.«

Weg war er. Der Kollege schien in die Erde getaucht zu sein, einfach geschluckt, gefressen, vorbei. Was uns natürlich nicht paßte, denn die Gegend kannten wir nicht besonders gut, da wir hier nicht alle Tage zu tun hatten. Und die Hölle würden wir auch so schnell nicht finden.

Da der Wagen hielt, blieben auch wir stehen. Ramsgate hatte das Fenster nach unten gekurbelt. Er schaute uns an. Die Mütze bedeckte seinen Kopf. Sein Gesicht mit der Tropfennase schien allmählich zu zerlaufen, als er es verzog.

»Haben Sie schon was erreicht, oder sind Sie noch auf der Suche?«

»Wir suchen noch«, gab ich zurück.

»Gut. Wo?«

»Mal hier, mal da.«

Ramsgate lachte, aber es klang nicht angenehm. »Sie wollen wohl nichts sagen, wie?«

»Nein, aber nicht, weil wir Sie ärgern wollen, sondern weil wir nichts wissen.«

»Dann ergeht es Ihnen wie mir. Falls Sie wieder ein Skelett finden, informieren Sie mich.«

»Wir werden es tun.«

Ramsgate gab seinem Fahrer ein Zeichen. Während er die Scheibe nach oben kurbelte, schickte er uns noch eine Warnung zu, was die vor uns liegende Nacht anging. Er war davon überzeugt, daß sie hart werden würde, denn der Mob hatte sich wieder versammelt.

»Danke.«

Ramsgate fuhr davon. Der dunkle Wagen wurde von der Dunkelheit verschluckt, denn es brannten nicht viele Straßenlaternen. Es waren noch alte Bogenleuchten, die ein gelbliches Licht auf die Straße warfen und den bleichen Schein auch an den Hauswänden entlangstreichen ließen. Diese Straße war ziemlich breit. Sie lag gewissermaßen im Zentrum von Brixton und teilte dieses Stadtteil in zwei Hälften.

Feuchtes Pflaster erinnerte mich an ein dunkles Sumpfgelände, über dem der Dunst schwebte. Nur drang er hier aus den Gullys hervor und wurde nicht vom Nebel zurückgelassen.

Die Menschen in dieser Gegend versteckten sich nicht unbedingt in ihren alten Häusern.

Viele waren unterwegs, und dies trotz des schlechten Wetters.

Ich sah tatsächlich kaum Weiße. Nur Farbige waren hier unterwegs. Alle Rassen und Nationen schienen hier vertreten zu sein.

Wir wurden angestarrt, wenn sie vorbeiglitten. Wir schauten nur kurz zurück und versuchten dabei, jeder Provokation aus dem Weg zu gehen.

Vor uns erklangen Schreie. Eine Bande von Jugendlichen rannte über die Straße hinweg.

Zwei von ihnen hielten an Stäben ein Transparent fest, auf dem etwas aufgemalt war, das ich nicht lesen konnte. Es war gut vorstellbar, daß es sich um einen Namen handelte.

Die lautstarken Parolen brandeten an unsere Ohren. Wir hörten

etwas von Rache und Vergeltung für das Opfer. Es war der junge Mann, der vor einem Jahr bei der Demonstration ums Leben gekommen war, angeblich durch die Schuld eines Polizisten. Doch ich ging davon aus, daß er ebenfalls etwas dazu beigetragen hatte.

Die Parolen blieben nicht unbeantwortet. Aus den Löchern der Straßeneinfahrten und Gassen bekamen wir die Erwiderung zu hören. Plötzlich brandeten an vielen Stellen Stimmen auf, was darauf schließen ließ, daß sich kleine Gruppen bereits versammelt hatten und nur mehr auf den Startschuß lauerten.

Noch hatten sie sich nicht zusammengerottet, aber auch das würde passieren, und dann machten die Feuer wieder die Nacht zum Tag. Die Bilder der Demos hatte ich bisher nur auf dem Bildschirm gesehen.

»Da geraten wir vom Regen in die Traufe«, sagte Suko, der so etwas auch noch nicht erlebt hatte. »Schau dich um, John, die Geschäftsleute haben es besser gemacht. Ihre Läden sind zum größten Teil dicht.«

Sie wußten Bescheid. Wer sich vor Plünderungen schützen wollte, der hatte die Rolläden vor Fenster und Türen heruntergelassen. Auch Gitter schützten vor Einbrüchen, und man hatte die Auslagen der Schaufenster ausgeräumt.

Die Menschen waren gewappnet. Ich fragte mich, ob es auch unsere Kollegen waren, denn sie hatten sicherlich Bescheid gewußt. Es gab immer Kanäle, über die Nachrichten weitergegeben wurden, so daß man entsprechende Konsequenzen und Vorsorgen treffen konnte.

Ein Hund rannte an uns vorbei, als wäre ihm ein Raubtier auf den Fersen. Er war von vorn gekommen, wo wir eine Gruppe junger Leute sahen, die sich auf dem Gehsteig versammelt hatten. Zwischen ihnen huschte eine feurige Lohe in die Höhe, fiel dann zu Boden.

Eine zweite folgte und setzte irgend etwas in Brand, das einen stinkenden und dunklen Rauch absonderte.

Wir brachten uns in Sicherheit, weil wir das Kneipenviertel ansteuerten.

»Geht nicht hin!« mahnte Bayou. Er war plötzlich wieder aufgetaucht. Wir hatten ihn nicht gesehen. Er war lautlos wie ein Schatten, stand auf einmal neben uns und schüttelte den Kopf. »Nicht den Weg da vorn.«

»Weshalb nicht?«

»Es sind Zellen«, erklärte er, »gefährliche Zellen, wie in der Genforschung.« Er lachte über seinen eigenen Witz. »Überall werdet ihr diese Zellen erleben. Sie verteilen sich in Brixton, und sie werden sich irgendwann zusammenfinden, um das Geschwür der Gewalt zu bilden. Deshalb würde ich vorsichtig sein.«

»Du kennst dich aus, nicht?«

»Ich stamme aus diesem brodelnden Kochtopf, Suko. Ich bin hier aufgewachsen. Ich kenne die Tricks. Ich weiß, wie ungerecht

Menschen behandelt werden können, aber ich hasse auch die Gewalt und die Zerstörungswut, denn so etwas dreht die Schraube nur noch höher.« Er schaute sich um. Der Atem flatterte vor seinen Lippen. Bayou machte auf uns den Eindruck eines Mannes, der etwas Bestimmtes suchte.

Vor uns brannte noch immer das Feuer. Die Flammen griffen hinein in die Leere der Luft.

Sie schufen dort tanzende, geisterhafte Dämonen. Licht und Schatten wechselten sich ab.

Beide flossen über den Boden hinweg und zuckten an den Hauswänden empor.

Immer mehr Menschen rotteten sich zusammen. Ihre Stimmen klangen verfremdet, denn keiner sprach normal. Gewalt und Haß drohten zu eskalieren. Ob die Leute bewaffnet waren, konnte ich nicht erkennen, aber die Anziehungskraft blieb, denn immer mehr rotteten sich zusammen, und auch wir wurden von einer Gruppe passiert, die im Laufschritt an uns vorbeihetzte, aber keinen Blick für uns übrig hatte.

»Wir sollten verschwinden!« erklärte Bayou.

»Und wohin?« fragte ich.

»Diesmal müßt ihr euch schon auf mich verlassen. Es gibt gewisse Schleichwege, die ich kenne. Auch anderen sind sie bekannt, aber ich glaube nicht, daß sie jetzt benutzt werden. Jeder will so schnell wie möglich zu den Treffpunkten gelangen, und das auf dem kürzesten Weg.« Er grinste breit. »Unsere Kollegen werden sich zusammentun, aber sie sind mal wieder zu spät.«

»Wie meinst du das?« fragte ich.

»Das Übel bleibt. Die Wurzel steckt tief. Niemand macht sich die Mühe, sie überhaupt zu ziehen.«

»Da sind wir die falsche Adresse.«

»Das weiß ich auch - kommt!«

Wir gingen hinter ihm her. Ein Grieche war dabei, seinen Laden zu verrammeln. Wir nahmen noch den Geruch der Imbißbude auf. Kaltes Öl und Knoblauch.

Bayou führte uns zu einem kleinen Platz, der versetzt von der Straße lag. Hier parkten tagsüber die Autos der Kunden, die zu einem kleinen Supermarkt gingen oder den Möbelladen besuchten, vielleicht auch das Fitneß-Center aufsuchten oder einfach nur zur Parallelstraße unterwegs waren, so wie wir es taten.

Wir gingen über den rissigen Asphalt, begleitet von unseren eigenen Schatten, denn über uns schwebten wieder die alten Bogenleuchten mit ihrem gelblichen Licht.

Hinter einer Mauer versteckt standen zwei Einsatzwagen der Polizei. Jemand hielt sich draußen auf und sprach in ein drahtloses Telefon.

Die Ladeflächen der Wagen waren besetzt. Dort saßen die Kollegen dicht an dicht, wie eine kompakte Masse, die darauf warteten, angeschoben zu werden.

Auch wir wurden mißtrauisch beäugt, aber nicht angesprochen, und so blieben die Wagen hinter uns zurück.

Bayou schüttelte den Kopf. »Sie sammeln sich, sie werden wieder mit ihrer geballten Macht zuschlagen, aber sie können nicht gewinnen. Brixton ist wie ein Labyrinth, von Einheimischen besetzt, die jeden Winkel und jedes Schlupfloch kennen. - Weiter, wir müssen uns beeilen, sonst ist die Hölle dicht.«

»Das weißt du genau?«

»Keiner läßt in der Nacht der Nächte seine Kneipe offen. Der Mob ist dann nicht zu stoppen. Aus Stammgästen können Feinde werden, wenn sie aufgeputscht sind. Ich hoffe, wir geraten nicht in die Mühlen hinein.« Er blickte im Laufen auf seine Uhr. »Noch haben wir Zeit, Freunde. Erst tief in der Nacht wird es zu den großen Krawallen kommen. Jetzt sind sie noch nicht richtig aufgeheizt.«

Ob das stimmte, wußte ich nicht, denn ich hörte schon in der Ferne das Jaulen mehrerer Stimmen. Da ging es also schon rund.

Wir hatten den Bereich des Supermarktes verlassen und gingen durch eine krumme Gasse zwischen zwei Mauern hindurch, um eine weitere Straße zu erreichen.

Hier standen Autos am Rand. Alte Gurken, dicht an dicht. Kahle Zweige bildeten über den Fahrzeugen ein lichtes Dach. Ich schaute mich um und sah zwei Frauen, die ein rostiges Tor zuzerrten, das zum Gitter um einen Vorgarten gehörte. Die beiden Frauen sahen uns, blieben stehen und entspannten sich erst, als Bayou sie grüßte.

»Hi, Schwester, wie läuft es so?«

Die zwei kamen näher. Sie waren dunkelhäutig wie Bayou. Eine von ihnen trug eine rote Aids-Schleife im Haar. Sie hatten sich in ihre gefütterten Jacken eingepackt, und beide schüttelten wie auf Kommando die Köpfe. »Es läuft nicht gut. Wir konnten nicht dagegensteuern. Sie wollen ihren Jahrestag haben, und die Nacht wird blutig enden, das wissen wir auch, Bayou. Wen hast du denn da mitgebracht?«

»Bekannte.«

»Ach so.« Große Augen musterten uns. Ich lächelte, aber das Lächeln wurde nur spärlich erwidert.

»Wo wollt ihr denn hin?«

»Wir fahren in die City zu Freunden und kehren erst morgen oder übermorgen zurück. Den Laden haben wir geschlossen.«

»Gut, viel Glück.«

»Okay, see you…«

Sie gingen, und ich wollte wissen, wer sie waren.

»Suchtberaterinnen«, erklärte Bayou. »Sie arbeiten als Kräfte, die man gar nicht hoch genug einschätzen kann. Was ihr im Vorgarten seht, ist ebenfalls eine Hölle. Da kümmern sich die beiden um die ärmsten Schweine, die es überhaupt gibt. Da selbst sie Angst haben, könnt ihr euch vorstellen, was uns in dieser Nacht bevorsteht.«

»Auch in der Hölle?« fragte Suko.

Bayou hob die Schultern. »Ich weiß nicht, wie Leonora reagieren wird. Sie ist jedenfalls nicht zu unterschätzen.« Er deutete über die Straße hinweg. Auf der anderen Seite lag ein kleiner Park. »Durch ihn müssen wir. Haltet die Augen offen.«

»Keine Sorge, das werden wir.«

Aus der Ferne hörten wir die ersten Schreie. Sie brandeten gegen den dunklen Himmel und wehten nur schwach in unsere Richtung. Wahrscheinlich war es zu ersten Zusammenstößen zwischen der Polizei und den Demonstranten gekommen.

Ich dachte an Leonora, die mir bisher unbekannt war. Als Voodoo-Frau oder Voodoo-Königin kannte sie sich aus. Da beherrschte sie viele Tricks, da würde sie es schaffen können, die Menschen zu manipulieren und sie hineinzuziehen in ihre Welt. Die Magie ist sehr vielfältig, und ich dachte daran, was der große Psychologe C. G. Jung einmal gesagt hatte.

»Magisch ist nur ein anderes Wort für psychisch.« So gesehen zielte die Magie eben auf den Menschen und auf die Tiere, die ebenfalls eine Psyche hatten.

Wir hatten die Straße überquert. Vor uns lag einer der vielen Londoner Parks. Er war bestimmt nicht sehr groß, aber er sah schon düster und unheimlich aus, denn in den Lücken zwischen den Bäumen schimmerte kein Licht.

Zwar gab es einen Weg, doch an den hielten wir uns nicht. Bayou ging voran. Er hatte sich geduckt, den Kopf leicht vorgestreckt, als wollte er mit Röntgenaugen die uns umgebende Finsternis durchblicken, um irgendwelche Gefahrenherde aufzuspüren.

Aus einer gewissen Entfernung war uns der Park still vorgekommen, das stimmte nicht ganz. Es waren nicht nur unsere Geräusche, die wir hörten, auch andere waren zu vernehmen. Hier und da ein Knacken, das leise, geheimnisvolle Rascheln und das Knistern, wenn hartes Laub unter unseren Füßen zerbrach.

Ich fühlte mich nicht wohl. Die kahlen Bäume warfen Schatten, obwohl kein Licht vorhanden war. Über uns lag der Himmel wie eine riesige, dunkle Platte, vor die sich Wolken schoben. Die Temperaturen waren zwar etwas gestiegen, aber die feuchte Kälte, die zudem noch einen gewissen Dunst produzierte, drang überall durch.

Ich sah keinen anderen Menschen, aber ich mußte mit nahezu tödlicher Sicherheit, daß wir nicht allein waren. Irgend jemand

wartete auf uns, möglicherweise dieses Voodoo-Weib. Es wußte bereits, daß wir auf dem Weg zu ihm waren.

An einer Bank, bei der einige Bretter fehlten, blieb ich stehen. Ich fühlte mich von den Schatten umfangen. In meiner Nähe trudelte ein letztes Blatt zu Boden, und es war seltsam still geworden. Suko war aufgefallen, daß ich noch weiterging. Er kam zu mir, während Bayou in einer gewissen Entfernung auf uns wartete.

»He, was ist denn?«

»Kann es sein, daß Leonora bereits über uns informiert ist?«

»Ja, möglich, kann sein. Sie ist mächtig. Sie hat das Zweite Gesicht. Sie kann vieles. Sie erkennt, wer Freund und wer Feind ist.«

»Das dachte ich mir.«

»Wieso?« Bayou kam neugierig näher.

»Hast du was entdeckt?« fragte Suko.

»Möglich.«

»Und was?«

Ich holte mein Kreuz hervor. Auf meiner Handfläche ließ ich es liegen. Die beiden Männer waren so nahe an mich herangetreten, daß sie es sehen konnten, aber es hatte sich nicht verändert.

Bayou, der es zum erstenmal sah, staunte. Dann pfiff er leise durch die Zähne. »Das ist etwas Besonderes, nicht?«

»In der Tat.«

»Hat es sich erwärmt?« fragte Suko.

Ich schüttelte den Kopf. »Nein, das nicht. Aber irgend etwas ist anders, ich spüre es.«

»Was denn?«

»Keine Ahnung, Bayou. Nur sollten wir noch vorsichtiger sein. Dieser kleine Park könnte zu einer Falle werden.«

»Gut, bringen wir ihn hinter uns.« Sein Lachen klang unnatürlich und zugleich so, als wollte er sich damit selbst beruhigen. Er blieb auch nicht mehr stehen, sondern ging weiter und wandte sich dabei nach rechts, um einen der Wege zu erreichen.

Ich wollte ihn nicht nervös machen, aber diese Luft schien mir von einer fremden Kraft oder Magie angefüllt zu sein, gegen die ich nur schwerlich ankam.

Noch lag das Kreuz auf meiner Hand. Auch als wir ein Stück weitergegangen waren, erlebte ich noch keine Reaktion, aber die unsichtbare Kraft nahm an Stärke zu.

Sie umzitterte uns, sie hielt uns gefangen - und sie zeigte sich plötzlich, denn keiner von uns hatte damit gerechnet, wie aus dem Nichts etwas entstand, das wie eine gigantische Falle aus Feuer und Licht aussah und sich in den zahlreichen Bäumen verfangen hatte, so daß es ein schimmerndes Netz bildete, in dessen Mittelpunkt wir uns befanden.

»Sie greift an!« sagte Suko und zog seine Dämonenpeitsche hervor…

***

Leonora Vendre lag auf dem Bett. Sie atmete schwer, sie wollte die normale Welt um sie herum vergessen. Sie hatte zuvor die schrillen Stimmen gehört, denn draußen auf der Straße tobte der Mob. Scheiben und Türen wurden eingeschlagen und dann oft noch Feuer gelegt. Rauchwolken kündeten von der Zerstörung.

Sie wußte, daß sie davon verschont blieb. Nicht nur sie persönlich, sondern auch die Gäste, die sich in ihrem Lokal befanden, denn es bildete eine Insel des Schutzes im allgemeinen Chaos. Es gab niemanden, der sich an oder in das Haus hineintraute, denn wer hier wohnte, der wußte, wie gefährlich die Voodoo-Frau war.

Wenige Vertraute waren zurückgeblieben. Sie hockten im Dunst des Rauchs, waren nur mehr als düstere Umrisse zu erkennen, als wären sie gefrorene Schatten.

Leonora lag auf ihrem »Bett« in einem Hinterzimmer. Vom Lokal aus gut zu erreichen, aber trotzdem geschützt. Die Gäste und auch das Personal wußten, daß sie diesen Raum sowie die anderen nur dann betreten durften, wenn sie dazu aufgefordert wurden.

Die Unterlage bestand aus einer schlichten und ziemlich harten Matratze. Neben der Frau und in günstiger Reichweite, stand ein mit einer Flüssigkeit gefüllter Kelch. Wenn sie aus ihm trinken wollte, brauchte sie nur die Hand auszustrecken.

Sie hatte bereits getrunken.

Nur sie wußte, woraus der Inhalt bestand, der träge und ölig wirkte.

Es war *ihr* Trank!

Hergestellt und zusammengemixt aus Kräutern, die in diesen Breiten nicht wuchsen, sondern nur im feuchten Klima der Karibik gediehen. Sie wirkten erstklassig, wenn man sie zerrieb, sie mit einer bestimmten Masse in Berührung brachte und den Trank damit herstellte.

Ein Schluck hatte gereicht, um sie auf den Weg zu bringen, der vor ihr lag.

Die Augen hielt sie geschlossen. Die andere, die reale Welt um sie herum zog sich immer weiter zurück. Sie verschwamm, sie wurde zu einem grauen Gebilde, in das hinein Gesichter, Gestalten und Szenerien tauchten. Der Trank brauchte noch eine Weile, um seine volle Wirkung entfalten zu können, damit die Frau in Höhen geschafft wurde, wie sie anderen Menschen nicht zugänglich waren.

Für Leonora war es wunderbar und entspannend. Kein Verkrampfen der Muskeln mehr.

Sie lag auf ihrer Unterlage, die Arme leicht gespreizt, die Beine ebenfalls, und selbst von der dünnen Kleidung schien sie befreit zu

sein, denn der Stoff war für sie nicht mehr vorhanden.

Die andere Realität kam allmählich rüber. Sie griff nach ihr. Das normale Bewußtsein floß weg. Grenzen wurden gesprengt, sie konnte sich den Dingen öffnen, die sie so liebte, und sie merkte, daß sie kein Mensch mehr war. Ihr Körper lag zwar auf der Unterlage, doch spüren konnte sie ihn nicht mehr.

Geist und Körper trennten sich nicht mehr, und es war ihr gelungen, die normale Realität hinter sich zu lassen und einzutauchen in die Unwirklichkeit der großen Träume, der gewaltigen Vorhaben, der anderen Seite des Diesseits.

Sie war stark, verfügte über Macht. Sie wußte, daß andere ihre Macht brechen wollten, und sie spürte die Kraft des Drachen in sich, die sie weiter, immer weiter trieb, hinein in die Zwischenwelten, wo die Phantasien der Menschen ihre Horte gefunden hatten. Die unterdrückten Sehnsüchte und Wünsche. Dort lag das, was der Mensch schon immer gesucht und gewollt hatte, und die meiste Zeit des Lebens blieb er auch dort begraben.

Nicht bei Leonora. Sie hatte es geschafft, diese Grenze zu überwinden und einzutauchen in die neue Zeit, die neue Welt, die so wundersam war.

Sie flog weg.

Ein Ziel gab es.

In ihrer Phantasie hatte sie es gesehen, und mit der Kraft der Phantasie wollte sie es zerstören. Dazu mußte sie wieder die Grenzen überschreiten, denn es mußte ihr einfach gelingen, das Irreale in die Wirklichkeit zu transportieren.

Es kostete sie Kraft. Die Ruhe des Körpers verschwand. Leonora bewegte sich auf der Unterlage zuckend hin und her. Sie stöhnte, ihre Hände blieben nicht mehr neben dem Körper liegen, sondern glitten über ihn hinweg. Drückten die Brüste zusammen, spielten mit den dunklen Warzen und fuhren hoch zum Gesicht, über das sie ebenfalls hinwegstrichen. Leonora merkte, daß die Gefahr diesmal stärker war. Es gab jemanden, der ihre real gewordenen Phantasien zerstören konnte. Gefährliche Waffen warteten auf sie, aber in ihrem Leben hatte sie noch nie aufgegeben. Sie mußte die Verfolger töten, zumindest aber fangen, denn niemand sollte das Geheimnis der Voodoo-Frau erfahren.

Sie atmete nicht mehr, sie keuchte. Das Gesicht glänzte, als wäre es mit Öl eingerieben worden. Die helle Haut erinnerte noch mehr an die einer Leiche, und das Keuchen verwandelte sich in ein regelrechtes Röhren. Der Mund mit den schmalen Lippen verzerrte sich zu einem Maul. Sie durchwühlte das Bett, warf sich von einer Seite zur anderen. Aus ihrem Mund strömten die alten Bannsprüche, die unheimlichen Formeln, die nur wenigen bekannt waren, und plötzlich hatte sie den

Eindruck, alles zu sehen, einfach alles, auch ihre Verfolger…

***

Wir starrten auf das Netz!

Es hing zwischen den Bäumen, als hätten es Geister innerhalb von wenigen Sekunden geflochten. Es bestand aus hellen Maschen, in denen Gefüge Funken zitterten, und keiner von uns wollte behaupten, daß dies normales Licht war.

Wenn jemand ein Netz spannte, dann wollte er damit etwas erreichen. Er wollte Gefangene machen, und diesmal sollten wir an der Reihe sein, denn es war so gespannt worden, daß es uns von allen Seiten umgab. Feine Maschen boten kaum Fluchtraum, und das Netz bestand zudem nicht aus einem gebräuchlichen Material, sondern einfach nur aus Licht.

Es bewegte sich nicht - nicht mal im Wind.

Es stand da und schien darauf zu warten, daß wir etwas unternahmen. Suko hatte seine Dämonenpeitsche gezogen, und die drei Riemen ausfahren lassen, während ich mich noch neutral verhielt.

Anders Bayou. Bei ihm brachen Urängste durch. Er hatte sich nur schwer in der Gewalt, bis er mich unbedingt anfassen mußte, um Körperkontakt zu bekommen. Er umklammerte meinen rechten Arm und schüttelte mich durch. »Verdammt noch mal, das ist es, Sinclair. Das ist ihre Botschaft. Sie hat sie uns geschickt. Sie will, daß wir hineingehen. Sie will uns mit diesem Netz fangen. Es soll über unseren Köpfen zusammenfallen und uns zerstören.«

»Das weißt du genau?«

»Ich kenne ihre Macht.«

Suko sah die Sache realistischer. »Wir sollten auf keinen Fall die Nerven verlieren, John. Allmächtig wird das Netz nicht sein. Es ist ein erster Versuch, mehr nicht.«

»Dann nimm die Peitsche.«

»Das hatte ich auch vor.« Mein Freund bewegte sich auf die Frontseite des Netzes zu.

»Was will er tun?« keuchte Bayou.

»Das Ding zerstören.«

»Das schafft er nicht - Scheiße!«

»Wetten doch?«

»Ihr traut euch zuviel zu. Sie ist mächtig. Das ist ein Stück von ihr. Das ist eine ihrer Waffen.« Seine Hand zuckte vor, wieder zurück, dann wieder vor. »Da, du siehst es. Es bewegt sich, es macht den Raum enger. Es kommt auf uns zu. Es wird uns erwischen und sich über uns legen. Wenn das geschieht, ist es mit uns vorbei…«

Das wußte auch Suko. Er hatte schon ausgeholt, dann ging alles sehr schnell. Ein Schlag reichte aus, ein kurzer Kontakt, zwischen den

Riemen der Peitsche und dem Netz.
Sofort sprühte ein Funken in die Höhe, der augenblicklich Nahrung bekam und sich dann blitzartig ausbreitete, wobei es das gesamte Netz umfing. Es gab nichts mehr, was von dieser Flamme verschont geblieben wäre. Sie war so schnell, sie war der Funke, der auf die Reise gegangen war und die Maschen wie eine Lunte sprühen und knistern ließ.
Die Maschen zersprangen, es blieb nicht mal Rauch zurück. Auch wir brauchten nichts mehr zu tun, sondern nur zuzuschauen, wie ein Funke das Netz zerstörte. Es fiel zusammen, es glühte nicht mehr nach, die einzelnen Maschen verschwanden einfach und niemand baute dieses Netz wieder auf.
Es hatte geklappt. Wir konnten jubeln. Wir konnten uns gegenseitig auf die Schultern schlagen, was wir jedoch unterließen, da wir wußten, daß dies der erste Versuch gewesen war.
Suko kehrte zu Bayou und mir zurück. Während unser farbiger Kollege nur staunen konnte und deshalb kein Wort hervorbrachte, sprach ich meinen Freund an. »Hast du etwas gespürt?«
Er verzog den Mund. »Erstens klappte alles besser, als ich es gedacht habe, und zweitens war da tatsächlich etwas.«
»Was?«
»Irgendeine Kraft«, murmelte er.
»Wie hast du sie gespürt?«
»Das ist schwer zu sagen. Ich merkte sie in dem Augenblick, als die Peitsche und das Netz zusammentrafen. Als es zum Kontakt kam, da zuckte etwas durch meine Hand, war aber sofort wieder verschwunden, als wäre es eine Botschaft gewesen, die ihr Ziel nicht erreichte. Das war schon seltsam.«
Bayou hatte Suko zugehört. »Das war sie«, sagte er. »Das war Leonora. Da bin ich mir sicher. Sie ist die wahre Herrin hier in Brixton. Sie weiß genau, daß wir zu ihr kommen. So etwas kann sie spüren und fühlen. Denn ihre Kräfte sind denen der Menschen über.«
»Das haben wir bei den vier Toten erlebt.«
»Eben!« flüsterte Bayou mir zu und bekam eine Gänsehaut. »Ich möchte nicht so enden und als dunkles Skelett irgendwo auf dem Boden liegen. Schon jetzt mache ich mir Vorwürfe, daß ich überhaupt Alarm geschlagen habe. Ich hätte es nicht tun sollen, denn das Voodoo-Weib ist brutal. Es schlägt immer wieder zu. Es sieht, wo wir nichts sehen.«
»Willst du verschwinden?« schlug ich ihm vor.
Er hob die Schultern.
»Du hast daran gedacht, nicht wahr?«
»Das schon.«
»Dann kannst du es auch in die Tat umsetzen, wenn wir die Hölle

erreicht haben. Du brauchst nicht mit hineinzugehen. Zeig uns nur den Weg, und damit hat es sich.«

Es war ihm auch nicht recht, wie wir ihm ansahen. Er kämpfte mit sich. »Verdammt, ich würde euch im Stich lassen und als Feigling dastehen - oder?«

»Nein, das sehen wir nicht so.« Ich sprach für Suko gleich mit. »Das hier ist ein Fall, den wir mit normalen Maßstäben nicht messen können. Er hat etwas in sich, mit dem wir fertig werden müssen, aber nicht du.«

»Wir werden sehen.« Er strich wieder durch sein Gesicht. Dabei schaute er sich um.

»Verschwunden«, flüsterte er. »Das verdammte Netz ist tatsächlich verschwunden.«

»Und es wird auch nicht mehr so leicht zurückkehren!« behauptete Suko.

»Was macht dich denn so sicher.«

»Leonora hat einen Denkzettel bekommen. Sie weiß jetzt, daß mit uns nicht zu spaßen ist. Es war einfach, das wird sie wundern, und ich gehe auch davon aus, daß sie bei einem nächsten Angriff zu härteren Mitteln greifen wird.«

»Ja, das fürchte ich auch.«

Ich kam wieder auf das normale Thema zu sprechen. »Wie weit ist es noch bis zur Hölle?«

»Wir müssen durch den Park, dann sind wir fast da.«

»Okay.«

Diesmal machte ich den Anfang. Das Netz war verschwunden. Es gab keine Rückstände mehr. Kein noch so kleines Licht umflackerte uns. Selbst die Gestirne am Himmel hielten sich versteckt, und auch vor den Mond hatten sich Wolken geschoben.

Ich dachte über die Kräfte dieser Person nach. Das Netz zu schaffen, war schon mehr als schwer und fast nicht zu begreifen gewesen. Leonora Vendre mußte wirklich über übersinnliche Kräfte verfügen, denn ich ging davon aus, daß sie es dank ihrer geistigen und magischen Kräfte produziert hatte. Dazu gehörte schon etwas. Bereits jetzt ging ich davon aus, daß wir es mit einer Gegnerin zu tun hatten, die wir auf keinen Fall unterschätzen durften.

Ich merkte, wie sich mein Magen zusammenzog. Der kleine Park war normal. Nichts bewegte sich mehr. Nichts schob sich aus einer anderen Dimension in die Realität hinein, aber ich wußte sehr gut, daß im Machtbereich einer gewissen Voodoo-Queen etwas lauerte, von dem wir noch keine Ahnung hatten.

Die Erschaffung des Netzes war ein erster Test gewesen. Nicht mehr und nicht weniger.

Die großen Hammerschläge würden noch folgen, davon ging ich aus.

In der Parkmitte und an seinem anderen Rand war es verhältnismäßig ruhig gewesen, was sich änderte, als ich das Ende vor mir liegen sah. Hinter den dicken, blattlosen Bäumen an der Rückseite fand wieder das normale Leben statt, das jedoch den Push der Revolution und der Anarchie bekommen hatte, denn Brixton kochte mittlerweile.

Vor mir lag eine gewaltige und breite Bühne, deren Bilder sich aus verschiedenen Szenen zusammensetzten. Ich sah die zahlreichen, flackernden und tanzenden Lichter, die nicht aus den Fenstern der Häuser drangen, sondern über Straßen und Gehsteige wanderten.

Ihre Wege in Gassen hineinfanden, durch die Luft tanzten wie glühende Bälle, vom Schreien zahlreicher Stimmen begleitet wurden, aber auch vom wimmernden Heulen der Polizeisirenen, denn diese Wagen fuhren sternförmig zusammen, um die Randalierer und Aufrührer in die Zange zu nehmen.

Es würde ihnen nichts bringen, denn die anderen kannten sich hier besser aus. Sie waren in diesem Labyrinth zu Hause, kannten jeden Schlupfwinkel, jedes Loch, in das sie hineinglitten, um so dem Arm des Gesetzes zu entwischen.

Die Polizei konnte sich nur darauf beschränken, den Schaden zu begrenzen, die wichtigsten Straßen und Kreuzungen sperren, denn überall konnten sie nicht sein.

Wir mußten über die Straße auf die andere Seite gehen, wo die Häuser nicht sehr hoch waren und eng beisammen standen. Hin und wieder leuchtete das bunte Licht eines Reklameschildes noch auf und warf seine blassen Farben über den Eingang eines Lokals, Geschäfts oder einer schlichten Wohntür.

Auf hohen Absätzen rannten drei Frauen an uns vorbei. Sie schrieen, sie schwenkten Fahnen, und in ihren Augen stand ein Ausdruck, der mir gar nicht gefiel.

Als hätte man diese Personen mit Drogen vollgepumpt. Das kam noch hinzu; viele Randalierer waren high.

Rechts von uns hatte der Himmel einen rötlichen Widerschein bekommen. Dort brannten bereits die ersten Feuer. Sicherlich würden sie bald wieder auf den Straßen lodern. Diese Bilder hatte ich noch vom TV-Schirm in Erinnerung.

Von der rechten Seite her rannten junge Leute über die Straße. Sie liefen mit langen Schritten. Sie schrieen Haßparolen. Sie drohten mit den Fäusten, sie wollten dahin, wo die Action war, und sie hatten sich mit Eisenstangen und Knüppeln bewaffnet.

Polizei sahen wir hier nicht. Die Männer würden sich an den Brennpunkten verteilen, denn in unserem Umkreis war es noch verhältnismäßig ruhig. Zumindest hatte niemand Pflaster aufgerissen, und es loderte auch kein Feuer.

Bayou schüttelte den Kopf. »Sie sind wahnsinnig«, sagte er, »die sind einfach verrückt. Die zerstören das wenige, was sie noch haben. Verdammt noch mal, warum können sie nicht mal vernünftig sein. Ich sehe ja, wie beschissen es ihnen geht und wie sie immer wieder mit Versprechungen reingelegt wurden, aber ich weiß auch, daß sie mit Terror und Krawallen nichts erreichen können.«

»Hast du den Leuten das mal gesagt?« fragte Suko.

»Ich habe es versucht.«

»Und?«

Bayou winkte mit beiden Händen ab. »Du sprichst gegen Wände, Suko, das steht fest.«

»Das glaube ich auch.«

Während sich die beiden unterhielten, hatte ich die Randalierer nicht aus den Augen gelassen. Sie hatten uns beinahe erreicht, und es war so, als würde ein Ruck durch die Gruppe gehen. Als hätte ihnen jemand einen unsichtbaren Befehl gegeben, denn plötzlich blieben sie stehen und drehten sich langsam nach links.

Sie wollten uns!

»Was gibt das denn?« fragte Bayou. »Verdammt, das sieht mir nach Ärger aus, nach schwerem sogar.«

Ich hatte schnell durchgezählt. »Acht sind es.«

»Was wollen die?«

Noch taten sie nichts, aber sie schauten uns an. In ihren noch jungen, zumeist dunklen Gesichtern fingen die Augen an zu leuchten. Es kam mir vor, als hätte jemand hinter den Augen Lichter angezündet, und ich wurde wieder an die unheimliche Gestalt auf dem Hinterhof erinnert.

Das war Leonoras zweiter Gruß!

Die Waffen hatte ich bei ihnen schon gesehen. Knüppel und Stangen, die sie jetzt mit ruckartigen Bewegungen anhoben und uns so deutlich machten, was sie von uns wollten.

Die Augen leuchteten auch weiter. Kalte Laternen. Kein Gefühl mehr. Sie waren zu einer anderen Spezies von Zombies geworden, die uns an den Kragen wollten.

Sie kamen vor.

Zusammen. Ihre Beine zuckten. Wir hörten ihr Knurren, und ich wußte, daß ich nicht mehr lange warten durfte. Wenn sie es einmal schafften, über uns herzufallen, dann sah es trübe für uns aus. Dann konnten sie uns mit den Stangen erschlagen.

Deshalb griff ich an.

Ob derjenige, der einen kleinen Schritt vor den anderen herging, so etwas wie ein Anführer war, das wußte ich nicht. Zumindest überraschte er von seiner Körperlänge die meisten. Er trug dicke Hosen, eine Baseballkappe auf dem Schädel und einen langen Mantel,

der noch ziemlich neu aussah und irgendwie nicht zu ihm passen wollte. Wahrscheinlich hatte er ihn gestohlen.

Ich sprang den Kerl an. Er war so überrascht, daß er nicht zuschlug. Und als er es versuchte, hatte ich ihn bereits herumgerissen und hebelte seinen rechten Arm hinter dem Rücken in die Höhe.

Zugleich preßte ich das Kreuz gegen seinen Nacken wie jemand, der einen bösen Geist vertreiben will.

Er brüllte wie verrückt auf.

Ein Geräusch, wie es die anderen von ihm noch nicht gehört hatten. Sie zuckten zurück, und sie sahen auch, wie er in meinem Griff zuckte und tanzte, dann noch einmal schrie und schlaff wurde. Ich ließ ihn los, und im Rinnstein sackte er zusammen, wo er auch zunächst liegenblieb.

Die Kraft meines Kreuzes hatte das aus ihm herausgetrieben, was ihm eingepflanzt worden war. Und diese Szene hatte den anderen die heilige Furcht eingetrieben. Es konnte auch mit dem Anblick des Kreuzes zusammenhängen, das ich ihnen offen zeigte. Plötzlich wichen sie zurück. Sie schauten sich gegenseitig an und bekamen mit, wie verzerrt ihre Gesichter waren, bevor sie sich zur Flucht wandten.

Sie rannten davon, und ich war froh, daß es so gekommen war und nicht anders.

Fernhypnose! schoß es mir durch den Kopf. Genau in dem Augenblick, als die Gruppe mit uns auf einer Höhe war, mußte es sie erwischt haben. Was mir wiederum deutlich machte, wie gefährlich diese Voodoo-Frau war. Sie beherrschte alle Tricks, zog alle Register der Schwarzen Magie, und dieser zweite Angriff war schon etwas härter gewesen, als der erste mit dem Netz.

Sie machte es uns verdammt schwer, das Ziel zu erreichen. Ich war sicher, daß uns noch mehr bevorstand. Zunächst einmal hatten wir Ruhe und konnten uns um den jungen Mann kümmern, der wimmernd und zusammengezogen wie ein Embryo in der Gosse lag.

Suko erbarmte sich seiner, packte ihn unter den Achseln und zerrte ihn hoch. Er stand schwankend vor uns und mußte auch abgestützt werden. Sein Blick sah nicht mehr so aus wie noch vor zwei Minuten, aber er war völlig fertig. Er zitterte, klapperte mit den Zähnen, fror, und in seinen Augen stand die Angst.

»Laß mich mal«, sagte Bayou, der gemerkt hatte, das Suko Fragen stellen wollte.

Mein Freund war einverstanden. Er trat hinter den jungen Mann und hielt ihn an den Schultern fest.

Bayou baute sich vor ihm auf. Ich beobachtete ihn von der Seite und kam mir beinahe vor wie in einem dieser typischen Ami-Filme, in denen die Hektik Trumpf war.

Dreimal stieß ihn Bayou mit der Hand gegen die Brust. »He, Bruder,

hörst du mich? Hörst du mich? He!«
»Wer bist du?«
»Einer, der dir helfen will.«
»Ich bin kaputt, mir geht es schlecht.«
»Das gibt sich wieder, Bruder. Wir müssen nur zusammenhalten, und du wirst mir berichten, weshalb du uns die Köpfe einschlagen wolltest. Du und die anderen.«
»Warum?«
»Was war los, Bruder?«
»Ich weiß es nicht.«
»Wir wollten Randale machen.«
»Ja…«
»Und dann?«
Er schaute sich um, sah aber niemanden mehr. »Ich weiß es nicht, ich weiß es nicht. Es war so anderes. Auf einmal hat es mich erwischt. Es war in meinem Kopf.«
»Was war in deinem Kopf, Bruder?«
»Die Bilder.«
»Gut, weiter so. Welche Bilder?« Bayou klopfte ihm gegen die Wange. »Wir wollen wissen, was da passiert ist, Bruder. Wer hat dir die Bilder eingegeben, und was hast du damit tun sollen? Rede doch, aber möglichst bald.«
»Im Kopf. Im Kopf. Die Frau und der Kopf.«
»Dein Kopf?«
»Nein, nein…« Er schaute ins Leere. »Das, das muß ein anderer gewesen sein.«
»Wie sah er denn aus?«
»Wie der von einem Monster, einem Drachen. Und die schöne Frau war auch da. Sie trug ein Schwert und hat den Kopf aufgespießt. Ich habe das Blut gesehen, das am Schwert entlang nach unten rann. Es war so dick, und das Maul stand weit offen. Sie hat ihn mir gezeigt.«
»Klar, super, Bruder. Und weiter?«
»Dann war alles weg. Ich weiß nichts mehr. Ich weiß gar nichts mehr. Ich habe nur…« Er hob die Schultern. »Nein, ich kann mich nicht erinnern, verdammt!«
»Aber nicht mit mir, Kleiner.« Bayou schüttelte ihn durch. »Du mußt nur etwas nachdenken, aber beeile dich dabei, denn ich habe wirklich nicht viel Zeit.«
Ich legte Bayou die Hand auf die Schulter. Auch Suko gefiel diese Art von Verhör nicht, das sah ich ihm an.
»Laß es sein, Bayou. Er weiß wirklich nichts.«
»Wieso nicht? Der…«
»Er stand unter ihrem Einfluß.«
»Ja, kann sein. Sorry.« Bayou ließ den Mann los, der von Suko

gestützt wurde.

»Es ist über mich gekommen. Das hier ist ein Tollhaus, da kann man schon mal die Nerven verlieren.«

»Ich weiß, Bayou«, sagte ich. »Das aber sollte uns nicht davon abhalten, unseren Weg zu gehen.«

»Gut, hauen wir ab.«

Suko hatte den jungen Farbigen losgelassen, der sich zwar auf den Beinen halten konnte, aber wie ein Betrunkener durch die Gegend taumelte. Wir waren trotzdem sicher, daß er sich allein zurechtfand, und Bayou flüsterte vor sich hin: »Dann auf in die Hölle…«

***

Leonora Vendre lag noch immer auf dem Bett. Sie war wieder aus ihrer anderen Welt zurückgekehrt und spürte, wie stark sie diese beiden Ausflüge angestrengt hatten. Das war nicht die Regel, bei anderen klappte es besser, da konnte sie manipulieren und mitmischen, in diesem Fall aber war sie sich plötzlich klein und mickrig vorgekommen. Da hatte ihre Magie nicht so gewirkt, wie sie es sich vorgestellt hatte. Allein das Netz hätte die Feinde schon verschlingen müssen.

Aber die Wirkung war so gut wie nicht vorhanden gewesen. Die anderen hatten es sogar zerstören können, und auch der zweite Angriff war mißlungen. Ihre Manipulation der Menschen hatte für eine Bluttat nicht ausgereicht.

Eine starke Kraft stand gegen sie. Leonora hatte es immer gewußt. Sie kannte sich aus. Sie war darüber informiert, wer in dieser Stadt zu ihren Feinden zählte, und bisher hatte sie Sinclair gemieden. Aber sie hatte auch gewußt, daß sie beide irgendwann einmal aufeinandertreffen würden, und dieser Zeitpunkt war nahe, sehr nahe sogar. Sinclair würde die Hölle finden, er würde kommen, er würde jedes Risiko auf sich nehmen. Wenn er dann vor ihr stand, mußte sie sich schon etwas Besonderes für ihn einfallen lassen.

Geschickt, raffiniert und letztendlich tödlich.

Leonora wälzte sich auf ihrem Lager zur Seite. Sie wollte jetzt nicht mehr untätig sein, stand auf, denn es mußten Vorbereitungen getroffen werden.

Wenn Sinclair die Hölle betrat, sollte er sie auch bekommen. Aber auf eine andere Art und Weise, wie er es sich nur in seinen kühnsten Träumen hätte vorstellen können…

***

Es gab auch in Brixton dieses Zentrum, in dem sich die Lokale ballten, die Vergnügungen aller Art boten. Kneipen, Bars, Imbisse, wo türkisch, griechisch oder auch italienisch gegessen werden konnte. Wer allerdings Hunger hatte, konnte diesen kaum stillen, denn die

meisten Besitzer hatten ihre Lokale geschlossen, weil sie sich vor dem Mob fürchteten, denn auch in diesen Straßen hatten sich Gruppen zusammengerottet, die zu den großen Treffpunkten unterwegs waren.

Dort würden sie der Gewalt freie Bahn lassen, doch auch zuvor schon mußte sie irgendwelche Frustrationen loswerden. Da eigneten sich abgestellte Autos und Scheiben am besten.

Die Wagen wurden mit Stangen und Baseballschlägern traktiert. Hin und wieder flogen auch Steine. Zielsicher geschleudert erwischten sie die Scheiben der Autos und zerstörten sie.

Da platzte das Glas in den Innenraum oder um das Auto herum. Für die Eigentümer eine traurige Sache. Und die Täter? Ihnen fehlte jegliches Unrechtsbewußtsein.

Grölend, johlend, viele angetrunken, so durchwanderten die Gruppen die Straßen. Ich war sicher, daß einige der Mitgeher überhaupt nicht wußten, was der eigentliche Grund der Randale war. Ihnen kam es nur darauf an, irgendwas zu zerstören.

Wir hatten uns in den schmalen Durchlaß eines Geschäftes gestellt. Nicht weil wir die Randalierer so interessant fanden, nein, von diesem Platz aus konnten wir die Hölle schräg gegenüber beobachten. Wir hatten bereits einige Minuten hier verbracht, und zumindest Suko und mir war etwas Bestimmtes aufgefallen. Mein Freund sprach mich darauf auch an. »Sie schlagen überall zu, nichts ist vor ihnen sicher. Bis auf ein Lokal.«

»Die Hölle«, sagte ich.

»Genau.«

Bayou hatte uns zugehört. Er stand neben mir, die Hände in den Taschen vergraben. Er zitterte leicht und tanzte auf der Stelle hin und her, ob vor Kälte oder Furcht, das wußten wir nicht. »Es ist doch klar«, sagte er, »daß sie die Hölle nicht zerstören. Jeder, der hier lebt, der weiß genau, was es mit der Hölle auf sich hat. Daß er sich auf keinen Fall an diesem Voodoo-Weib vergreifen darf. Tut er es doch, wird er gewaltigen Ärger bekommen.«

»Das ist sicher?«

»Aber klar.«

»Aber Leonora wird in die Randale nicht mit einbezogen?«

»So ist es.«

»Warum nicht?«

Bayou hob die Schultern. »Da kann ich auch nur raten. Das sind ja zwei verschiedene Paar Schuhe. Was der Mob hier tut, ist etwas Weltliches, sagte ich mal. Leonora aber verfügt über andere Kräfte, und sie hat auch andere Dinge im Kopf, als zu randalieren und zu streiten. Nein, nein, sie macht es schon auf ihre Art und Weise.«

»Was tut sie denn hier?«

»Ich kenne sie ja auch nicht so gut. Aber für manche Menschen ist sie

so etwas wie ein weiblicher Mafia-Pate. Die kommen zu ihr, wenn sie Probleme haben, mit sich selbst, ihren Kindern oder ihren Verwandten. Wenn diese krank sind, zum Beispiel. Dann hat Leonora immer einen Rat für sie oder eine geheimnisvolle Medizin, einen Trank, wenn es denn wirksam ist. Da kennt sie sich auch aus. Ihr habt immer von einer Kräuterhexe gesprochen, ihr Weißen, und so etwas Ähnliches ist Leonora noch ganz nebenbei. Sie ist stark, ihre Kenntnisse gigantisch.«

»Das glaube ich dir aufs Wort.«

Unser Gespräch versickerte. Ich wollte noch mal die Außenseite der Hölle genauer betrachten. Man hatte tatsächlich etwas getan, um diesem Namen gerecht zu werden.

Den Schmutz der Hausmauer oder auch irgendwelche Lücken darin bekamen wir nicht zu sehen, weil die Mauer um die Tür herum und auch darüber angestrichen worden war.

Flammenzungen in verschiedenen rötlichen Schattierungen umgaben den Bereich des Eingangs. Das fing bei einem sehr tiefen und dunklen Rot an, ging weiter in hellere Regionen und setzte sich dort auch noch fort, bis die Farbe in einem düsteren Gelb endete, das die Spitzen der gemalten Flammen umtanzte.

Und wer genau hinschaute, der entdeckte in den Feuerzungen auch die schrecklichen Fratzen. Abbilder irgendwelcher Dämonen aus den finsteren Voodoo-Reichen.

Herrscher über Tote, über Untote und über den gesamten Zauber, der zu diesem Bild gehörte.

Die zumeist jungen Menschen zogen in Gruppen vor uns vorbei. Sie gingen weiter, benutzten die Straße, schlugen hier und da gegen die Scheiben, auch weiterhin auf Autos ein, brüllten ihre Parolen und wurden wie von einer gewaltigen Woge erfaßt über den Weg getrieben.

Nahe der Hölle oder direkt in ihr änderte sich nichts. Seitdem wir sie unter Kontrolle hielten, war nicht mal die Tür geöffnet worden. Weder von außen, noch von innen. Dieses Lokal war wirklich tabu. Wir hatten leider auch nicht herausfinden können, ob sich noch Gäste hinter der Tür und hinter den ebenfalls mit Flammen bemalten Fenstern aufhielten.

»Ist sie da?« fragte ich Bayou.

Er nickte. »Sie ist immer da, John. Sie wartet, und ich weiß nicht, auf was sie wartet.«

»Auf uns?« fragte Suko.

Bayou verzog den Mund. »Das kann sein. Sie wird wissen, daß sich ihr jemand nähert. Vielleicht hat sie uns schon gesehen. Bei ihr ist alles möglich. Da ist sie wie eine Frau mit tausend Augen.«

»Hast du sie eigentlich schon gesprochen?« wollte ich von meinem

Kollegen wissen.
»Nein, noch nie.«
»Warum nicht?«
»Ich habe mich nie in ihre direkte Nähe getraut, weil ich immer das Gefühl hatte, von ihr durchschaut zu werden. Es brauchte niemand zu wissen, für wen ich arbeitete.«
»Da kannst du recht haben.«
»Außerdem geht man nicht so einfach zu ihr hin. Sie gewährt den Menschen, die etwas von ihr wollen, Audienzen. Da tritt sie wirklich wie eine Fürstin auf.«
Ja, das konnte stimmen. Ich wunderte mich nur, daß weder Suko und ich bisher etwas von ihr gehört hatten, wo sie doch in London existierte. Wahrscheinlich hatte sie es immer geschickt verstanden, uns zu umgehen, was nun nicht mehr möglich war, denn die vier Skelette redeten eine andere Sprache. Und keiner von uns wußte bisher, warum und weshalb die Männer gestorben waren. Nach wie vor umgab sie ein düsteres, voodoohaftes Geheimnis.
»Da gegenüber tut sich nichts«, sagte Suko. »Und wenn wir noch länger warten, wird sich auch nichts tun.«
»Du willst gehen?«
»Du nicht?«
Ich hob die Schultern. Als Suko mich erstaunt anschaute, sagte ich schnell: »Das ist keine Geste, die auf ein Kneifen hindeuten soll, mir schwirrt nur ein Plan durch den Kopf, und ich frage mich, ob wir nicht geschickter vorgehen sollen.«
»Wie meinst du das?«
»Getrennt.«
»Kann man darüber reden.«
»Das würde ich nicht vorschlagen«, mischte sich Bayou ein, der uns zugehört hatte. »Auf keinen Fall.«
»Warum nicht?«
»Sie ist sehr stark. Mit einem wird sie schneller fertig als mit zwei Gegnern. Geht lieber gemeinsam, das ist bestimmt sicherer. Ihr müßt mir glauben.«
»Was meinst du?«
»Es ist deine Entscheidung, John.«
»Okay, machen wir es zusammen.«
Bayou hielt uns fest. »Es bleibt ja dabei, daß ich nicht mit in die Hölle hineingehen muß.«
»Ja, dabei bleibt es.«
»Das ist gut.«
Er versuchte ein krampfhaftes Lächeln, aber viel wurde nicht daraus. Dafür beugte er seinen Kopf vor und zuckte sofort zurück, denn beinahe wäre er von einem Baseball-Schläger erwischt worden. Einer

der Randalierer war nahe an der Hauswand entlanggegangen und hatte, um sich aufzuputschen, immer mit dem Schläger in die Luft geschlagen und sich seine Ziele möglicherweise vorgestellt.

Dann schrak er zusammen, als plötzlich der Schatten vor ihm erschienen war. Im nächsten Augenblick lag er mit dem Rücken auf dem Boden. Dorthin hatte ihn der Treffer katapultiert.

Er fluchte, war wütend, kam hoch, und dabei entriß ihm Bayou die Waffe. »Hau ab, du Stinker! Hau ja ab, sonst schlag ich dich damit windelweich.«

Der Knabe rannte weg. Erst keuchend, dann schreiend, und er ruderte dabei mit den Armen.

»Der Haß ist wirklich schlimm!« keuchte Bayou und schüttelte den Kopf, als könnte er es nicht begreifen. »Der ist grausam, und der sitzt so verdammt tief.«

»Da sagst du was«, erwiderte Suko.

Ich schaute derweil nach links, die Straße hoch. Weit im Hintergrund stand der Himmel in Flammen. Ein unheimliches, rotes und flackerndes Leuchten huschte darüber hinweg. Das war kein Abendrot, sondern der Widerschein des Feuers. Ich glaubte auch, die fernen Schreie zu hören.

Wann endlich würde das ein Ende finden?

»Gehst du noch mit rüber?« fragte ich Bayou.

»Ja, aber dann halte ich mich zurück.«

»Gut.«

Er schaute uns noch einmal an, als würde er uns zum letztenmal lebend sehen. Dann huschte er auf seinen dicken Turnschuhen zur Seite und war wenig später aus unserem Sichtkreis verschwunden.

»Ich kann ihn sogar verstehen«, kommentierte Suko.

»Er muß seinen Job weitermachen.«

»Und wir unseren«, erwiderte mein Freund. Er übernahm die Führung und ging geradewegs auf den Eingang der Hölle zu. Ich blieb dicht hinter ihm. Noch war nichts Fremdes zu spüren, aber in meinem Magen hatte sich schon etwas zusammengezogen und bildete dort einen Knoten, der spürbar liegenblieb.

Suko drückte die Tür auf!

***

Wie stellte man sich eine Hölle vor?

Die meisten Menschen, die man fragte, sind durch Zeichnungen und Bilder beeinflußt. Da sahen sie die zuckenden Flammen, die großen Kessel, in denen Menschen in irgendwelchen Flüssigkeiten steckten und vor sich hinschmorten. Das waren die unterschiedlichen großen Teufel mit ihren Dreizacken, den roten Gesichtern, den Hörnern, die aus den Stirnen wuchsen, den langen Schwänzen und den wilden

Bewegungen, mit denen sie die Kessel umtanzten.
Beobachtet von dem Herrn der Hölle, vom Meister aller Dinge, von einer schaurigen, schwarzen, ziegenköpfigen Gestalt, die auf einem Thron aus Leichen saß und sich an den Schreien der Gequälten ergötzte.
So war die Hölle oft beschrieben worden, so wurde auch noch über sie gesprochen, was natürlich alles Quatsch war. Die Hölle kann man nicht beschreiben, weil es einfach nicht möglich ist. Jeder sieht und fühlt sie anders, und alles, was sich Hölle nannte, war nicht der Wirklichkeit entsprungen, sondern der Phantasie der Schöpfer, und jede sah sicherlich anders aus.
Wie auch hier.
Suko hatte die Tür so weit wie möglich aufgedrückt und somit auch mir einen ersten Einblick gewährt. Ich schaute über seine Schulter hinweg und sah eigentlich kaum etwas. Ich fing nur die zurückfallende Tür ab, dann konnte ich wieder vorgehen und stand in einem Raum, der einer stinknormalen Kneipe glich. Tische, Stühle und Bänke waren ebenso vom Rauch umflort wie die wenigen Gäste, die auf den harten Sitzgelegenheiten hockten und mir zumindest vorkamen wie Statisten, denn sie bewegten sich nicht. Sie saßen einfach da, starrten in ihre Gläser oder einfach nur auf die Tischplatten und taten nichts.
Suko war zur Seite gegangen, damit ich Platz bekam, und so konnte ich meinen Blick auch über die Wände schweifen lassen, die zwar glatt, aber nicht kahl oder schmutzig waren, denn sie zeigten eine Bemalung, die zu dem Begriff Hölle paßte.
Flammen tanzten über die Wände. Sie waren sehr geschickt gemalt worden. Obwohl sie sich nicht bewegten und sehr starr waren, sah es aus, als würden sie von Windstößen zur Seite gefegt werden und ineinander übergehen.
Hinter den Flammen und durch die hindurchschimmernden Gesichter. Dämonische Fratzen, manche grell, andere dunkel, aber auch die grellen machten einen düsteren Eindruck, was sicherlich an den Augen lag, die ein böses und zugleich eiskaltes Licht auszustrahlen schienen.
Monsteraugen, die tot waren und dennoch eine Art von Leben zeigten, das Menschen schaudern lassen konnte.
Auch die Decke des Lokals war bemalt worden. Hier breiteten sich die Flammen ebenfalls aus. Sie drückten sich vom Zentrum nach außen, als würde über uns eine böse Sonne leuchten.
Die Fenster des Lokals führten zur Straße hin. Auf den breiten Innenbänken hatten dem Lokal entsprechende Attribute ihre Plätze gefunden: Totenschädel, die als Kerzenständer dienten. Kleine Plastiken aus verschiedenen Materialien, die alle aussahen, als wären

sie einer fremden Welt entsprungen, denn keine hätte sich ein Durchschnittsbürger ins Wohnzimmer gestellt. Dafür waren sie einfach zu düster, zu scheußlich und zu negativ.

Beim Eintritt war uns auch kein Stimmenwirrwarr entgegengeschlagen, und so hatten auch wir uns bemüht, leise aufzutreten, um niemanden in seiner Ruhe zu stören.

Wir hörten nur ein Klopfen. Es stammte von einem alten Mann mit verfilztem Bart, der nahe des Fensters an seinem Tisch hockte und mit dem Zeigefinger immer wieder auf die Platte tippte, dabei ins Leere starrte, und einen grauen Zylinder auf dem Kopf trug, den er in den Nacken geschoben hatte.

Auf sein Klopfen reagierte niemand, auch nicht von der Theke her, die ebenfalls unter den Rauchschleiern begraben lag. Sie bildeten eine Gerade, die an den Ecken leicht abgerundet war und von den Gästen völlig verlassen war.

Hinter der Theke stand jemand. Im Rauch wirkte der Keeper mehr wie ein Stock. Wir gingen näher, wobei ich das Kribbeln auf meinem Rücken nicht vermeiden konnte und auch an Sukos Gesichtsausdruck erkannte, wie wenig ihm das hier gefiel.

An der Theke blieben wir stehen.

Der Keeper starrte uns an, wir schauten zu ihm hoch. Ich wollte wissen, ob ich es bei ihm mit einem normalen Menschen zu tun hatte oder mit einer Person, die voll und ganz unter dem Einfluß dieser seltsamen Voodoo-Königin stand, von der wir bisher noch nichts gesehen hatten.

Er machte auf uns einen lebendigen Eindruck, auch wenn sich seine große hagere Gestalt kaum rührte. Die Hände hatte er gespreizt auf das Holz der Theke gelegt, aber nicht nach innen, sondern nach außen gekehrt, damit wir seine Finger bewundern konnten, an denen einige Ringe steckten.

Trotzdem sah sein Gesicht aus wie eine Hallowesen-Laterne, ziemlich hohlwangig. Die ungesunde graue Haut paßte ebenfalls zu ihm, der breite Mund auch, und die großen Augen wirkten beinahe wie Löcher, obwohl sie schon gefüllt waren.

»Bedienst du hier, Bruder?« fragte Suko.

Der Hohlwangige nickte.

»Dann hätten wir gern zwei Dosen oder Flaschen Limonade«, bestellte mein Freund.

»Ja.«

Es war das erste Wort, das wir von ihm hörten, und es hatte ziemlich unwirsch geklungen, was uns eigentlich egal war. Wichtig war nur, daß wir die Limonade bekamen. Er bückte sich sehr steif. Zumindest ich hatte dabei den Eindruck, seine Knochen knacken zu hören, aber das traf nicht zu, denn völlig normal richtete er sich wieder auf, hatte

die kalten Dosen aus dem Kühlschrank geholt und wischte die Tropfen von der Außenhaut ab, als wäre es Blut. Er spitzte dabei die Lippen. Dann riß er beide Laschen zugleich auf, auch ein Kunststück.

Ich hörte es nur, ich sah es nicht, denn ich hatte mich abgewendet, um zurück in das Lokal schauen zu können, weil mir die seltsamen Gäste an den Tischen nicht geheuer waren.

Keiner von ihnen hatte sich bewegt. Nur das Klopfen des Alten war leiser geworden. Es verstummte ganz, und so war das Schaben der Dosen auf dem Schanktisch sehr deutlich zu hören, als man sie uns zuschob.

»Gläser?« fragte er.

Suko schüttelte den Kopf.

Wir nahmen die Dosen hoch und tranken. Obwohl die meisten Menschen bei dieser Kälte auf heiße Getränke zurückgriffen, waren wir froh, unseren Durst löschen zu können, denn nach den Vorfällen der Vergangenheit war uns schon innerlich warm geworden.

Leonora Vendre ließ sich nicht blicken. Aber ich hatte hinter der Theke einen Durchgang entdeckt, konnte aber nicht erkennen, was er beherbergte, denn ein brauner, schlichter Vorhang nahm mir den Blick.

Obwohl nichts passiert war, kam ich mir zumindest vor, als wären wir mit offenen Augen in eine Falle gelaufen. Das hier war für uns eine fremde, exotische Insel inmitten von London, auf der andere Gesetze herrschten.

Der Keeper hatte seinen alten Platz wieder eingenommen. Auch seine Hände lagen so ungewöhnlich abgeknickt auf dem Holz der Theke, und bei ihm bewegte sich nichts.

»Ist sie da?« Mit dieser Frage brach Suko das Schweigen.

»Wer?«

»Leonora natürlich.«

Suko hatte die Antwort klar und deutlich gegeben, aber wir erhielten zunächst keine Reaktion. Der Keeper produzierte nur zahlreiche scharfe Falten zwischen seinem dunklen Haaransatz und dem Beginn, der beinahe waagerechten Augenbrauen, dann hob er die Schultern.

»Was soll das heißen?« Suko ließ sich nicht abbringen. »Ist sie nun da oder nicht?«

»Ich weiß es nicht.«

»Ach, schau mal an. Du weißt nicht, ob deine Chefin im Laden ist. Willst du uns das erzählen?«

Er glotzte Suko an.

»Los, rede!«

»Sie weiß es«, sagte er. »Was weiß sie?«

»Daß ihr kommen wolltet.«

»Sehr schön. Hat sie das dir gesagt?«

»Nein.«
»Himmel. Rede endlich mal vernünftig.«
»Das tue ich.«
»Scheint mir nicht so, Mister. Was also liegt jetzt an? Was weißt du? Was weiß deine Chefin?«
»Ich weiß nichts«, wiederholte er, »aber ich soll euch etwas von ihr geben.«
»So - was denn?«
»Moment noch.« Er ging in die Knie, wie ein alter Mann, ohne jedoch den Kopf nach unten zu beugen. Für uns sah es so aus, als würde er von einem kleinen Band gezogen.
Dann bewegte sich sein linker Arm. Wahrscheinlich war die Hand unter der Theke verschwunden, und als er sich ebenso ungelenk wieder aufrichtete, da hielt er etwas mit seinen Fingern umschlossen, das wir noch nicht genau erkennen konnten.
Plötzlich roch es nach Öl. Oder bildete ich mir das ein? Ich hatte den Eindruck, als würde mich der Geruch von vorn erreichen, und genau dort befand sich auch der Vorhang, der uns die Blicke in den hinteren Teil dieser Kneipe nahm.
Der Geruch verschaffte sich schon freie Bahn, und irgendwie widerte er mich an. Als wäre hinter dem Vorhang altes Fleisch verbrannt worden. Es blieb allerdings nur beim Geruch, denn keine rußigen Schlieren oder Rauchwolken drangen durch den Spalt.
Sukos Räuspern riß mich aus meinem Zustand des Überlegens. »Was ist das?« fragte er.
»Eine Truhe.«
Jetzt sah ich es auch. Der Keeper hatte unter der Theke etwas hervorgeholt, das im ersten Augenblick wie ein Kästchen aussah, aber tatsächlich eine Mini-Truhe war.
»Ist das für uns?« sprach ich ihn an.
»Ja, von Leonora.«
»Sehr schön. Und weiter?«
»Ihr sollt es öffnen.«
Suko schaute mich an, dann ich ihn. Beide kann es uns merkwürdig vor, doch Suko wagte sich vor. »Dann werde ich es tun«, sagte er, nickte noch einmal und hob den Deckel an.
Es ging leicht, sehr leicht sogar, als wären die winzigen Angeln frisch geölt worden.
Der Deckel klappte so weit nach hinten, daß er sogar die Theke mit der Kante berührte, so daß wir in die mit Samt ausgelegte kleine Truhe schauen konnten.
Schwarzer Samt, auf dem sich die rote Farbe gut sichtbar abzeichnete.
Nein, keine rote Farbe.

Das war Blut!

Und es pumpte noch immer aus dem kleinen Finger, der dort auf dem Samt lag und den wir kannten.

Vor kurzem noch hatten wir ihn an einer lebendigen Gestalt gesehen, denn er gehörte dem Kollegen Bayou…

Der Keeper grinste, wir aber wurden bleich wie Leichen…

***

Bayou wußte nicht, wie er sich verhalten sollte und fragte sich deshalb, ob er richtig gehandelt hatte, seine Kollegen einfach allein in die Hölle gehen zu lassen.

Er selbst kam auf keine Antwort, aber er merkte schon, daß ihn das schlechte Gewissen plagte. Wie anders hätte er sich seine innere Unruhe erklären sollen, die sich nicht besänftigen ließ. Deshalb war er zunächst einmal stehengeblieben, um in einer gewissen Ruhe nachdenken zu können.

Sehr schnell bemerkte der farbige Polizist, daß er den anderen Menschen im Weg stand.

Die Randalierer waren wie Maschinen, die man aufgedreht hatte. Sie bekamen den richtigen Push, dann liefen sie, und sie waren keinesfalls gewillt, irgendwelchen Hindernissen auszuweichen. Sie setzten ihren Weg fort und rammten alles zur Seite, was sie störte oder auch nur zu behindern schien.

Bayou hatte Glück, daß er nicht zu Boden fiel und sich nach einem Rammstoß nur um die eigene Achse drehte. Er wollte noch fluchen, ließ es dann bleiben, denn die Übermacht der anderen waren zu groß. Sie hatten eine breiten Menschenkette gebildet und gerieten nach jedem Schritt mehr in Fahrt.

Der Farbige entfernte sich rasch aus dieser Gefahrenzone und bekam plötzlich den Einfall.

Es war wie ein plötzlicher Biß in sein Gehirn, denn nun wußte er, was er zu tun hatte.

Er wollte seine beiden Kollegen nicht im Stich lassen und ihnen, falls es klappte, indirekt zur Seite stehen oder helfen. Sie befanden sich in der Hölle, und er wollte sie nicht auf dem normalen Weg betreten, sondern versuchen, von der Rückseite her in das Lokal zu gelangen. Er kannte sich aus, denn es gab dort Türen. Zumindest wußte er von einem hinteren Eingang.

Wer in den Stockwerken über dem Lokal wohnte, das wußte Bayou nicht.

Zumindest wurde er aus keinem Fenster beobachtet, als er mit langen Schritten in dem schmalen Seitenweg neben dem Lokal verschwand. Dieser Pfad führte zu einem Gebäude, auf dem gebaut werden sollte. Man hatte dort zwar ein Gebäude abgerissen, aber mit dem Neubau

war noch nicht angefangen worden. Die Gründe wußte Bayou nicht.

Durch die Lücke pfiff der Wind. Bayou konnte den Platz mit der schon aufgestellten Bautafel zwar sehen, aber er interessierte ihn nicht. Viel wichtiger war die Seite der Hölle selbst, und schon nach ein paar Schritten war von ihm kaum etwas zu sehen, da in dieser Region das Licht einfach nicht vorhanden war.

Dafür spürte er einen ungewöhnlichen Einfluß, der ihn wie eine Botschaft erreichte. Er konnte nicht sagen, was es war. Es sprach auch niemand mit ihm, aber diese Botschaft erreichte und verunsicherte ihn.

Bayou blieb stehen. Rechts befand sich die Wand. Grau und schmutzig. Er sah auch ein Fenster. So klein wie das einer Toilette. Halbhoch lag es über ihm.

Er drehte sich um.

Es war ihm keiner auf den Fersen. Dennoch blieb das ungewöhnliche Gefühl bestehen.

Seine Wangenmuskeln bewegten sich, als er kaute. Das Innere schoß eine Warnung durch seinen Kopf, die letzte Chance noch zu nutzen, bevor die Hölle ihn umfing.

Er hörte nicht, denn zugleich lockte die Seitentür. Sie sah nicht sehr stabil aus, und das Schloß paßte auch dazu. Er legte eine Hand auf die Klinke. Die Tür war offen.

Als hätte man nur auf ihn gewartet.

Bayou betrat das Haus. Er war verunsichert, weil er nichts mehr sehen konnte, und er spürte dafür, daß sich jemand in seiner unmittelbaren Nähe aufhielt.

Eine Person?

Das Voodoo-Weib?

Der Schauer ließ sich nicht vermeiden. Er tappte durch einen Gang oder Flur, der in schwammige Dunkelheit getaucht war, in der sich jedoch etwas bewegte.

Zuerst sah er nur das bleiche Gesicht. Dann die Gestalt, die so etwas wie eine Rüstung trug oder zumindest eine ungewöhnliche Kleidung oder Tracht.

Vieles von ihr blieb im Dunkeln verborgen, aber er konnte ihr Gesicht sehen, das sich wie ein bleiches Gemälde aus dem Schatten hervorkristallisierte.

Er sah das Lächeln, er sah auch das Schwert, dessen Klinge sich ihm entgegensetzte und auf seine Brust wies. Er schielte auf die Spitze, die ihn beinahe berührte, und er hörte das Flüstern der Frauenstimme, die ihn ansprach.

»Du bist in mein Reich eingedrungen, das habe ich gewußt. DU gehörst zu den beiden anderen, Bayou. Du bist ein Verräter. Du hast die Sache der Farbigen verraten, und dafür wirst du büßen.«

»Was habe ich denn getan?« brachte er mühsam hervor, denn die vorherigen Anschuldigungen hatten ihn geschockt. »Was soll ich alles getan haben, verdammt?«

»Das Falsche!«

»Nein, es ist hier…«

»Ich herrsche, Bayou. Niemand darf sich gegen mich stellen. Du hast die beiden auf meine Spur gebracht, und das ist nicht gut, überhaupt nicht. So etwas bezahlen Menschen normalerweise mit ihrem erbärmlichen Leben, doch bei dir werde ich noch einmal Gnade vor Recht ergehen lassen, obwohl du um eine Strafe nicht herumkommst.«

»Strafe?« stotterte er.

Die Voodoo-Frau blieb noch immer im Schatten. »Ja, eine Strafe«, erklärte sie.

»Was - was denn?«

Sie kratzte ihn mit dem Schwert an. Bayou konnte nichts tun, denn zugleich übernahm sie auch die geistige Kontrolle über ihn. Er erlebte, wie, seine Psyche Wachs in ihren Händen wurde. Alles kippte weg. Sein eigenes Bewußtsein war plötzlich nicht mehr vorhanden.

Stehe ich, stehe ich nicht?

Er wußte selbst nicht, ob er noch Bodenkontakt hatte. Als ihre Finger ihn antippten, mußte er bereits der Bewegung folgen.

Er wollte es nicht, aber die andere Person zwang ihn dazu, seinen linken Arm auszustrecken.

Dann fühlte er ihre kalte Hand an der seinen. Ihn durchlief ein Schauer. Bayou litt. Er wußte, daß er etwas tun mußte, aber er schaffte es einfach nicht.

Die Furcht war nicht mehr da. Zumindest konnte er sie nicht spüren, aber fremde Finger tasteten auch weiterhin seine Hand ab, um Daumen und drei Finger der Linken zur Faust zu biegen. Nur den kleinen Finger streckte er vor.

Leonora Vendre stand vor ihm. Er hätte sie jetzt klarer sehen müssen, denn hinter ihr war es heller geworden. Bayou erkannte sie trotzdem nicht richtig, weil sich zwischen die Frau und seine Augen zu viele Schatten geschoben hatten.

Und ein Schatten bewegte sich nach oben. Er war heller als die in seiner Umgebung.

Die Klinge.

Sie fegte sofort danach nach unten, wobei Bayou noch von dem entstehenden Luftzug gestreift wurde.

Etwas zupfte an seinem ausgestreckten kleinen Finger seiner linken Hand. Ein Ruck, mehr nicht.

Aber einer mit Folgen. Ihm war, als hätte jemand einen Vorhang einfach weggerissen, um ihm eine freie Sicht zu gestatten, und so konnte er seine linke Hand sehen, die beim ersten Anblick eine

normale Faust bildete, weil kein Finger mehr vorgestreckt war.

Leonoras Gesicht lächelte ihn an.

Plötzlich hob sie ihren freien Arm hoch, damit er ihre Hand sehen konnte. Zwischen Daumen und Zeigefinger hielt sie etwas fest, das am oberen Ende leicht schimmerte, wie eben ein Nagel aussieht.

Sein Nagel!

Sein Finger!

Bayou wollte schreien, was er nicht schaffte. Seine Kehle war zugestopft. Das Röcheln hörte sich an wie das eines Tigers. Dann packte ihn der Schwindel, denn das Wissen, einen Finger verloren zu haben, war fürchterlich. Er merkte selbst, wie stark er schwankte, der Boden verschwand unter seinen Füßen. Er sah Leonoras Gesicht, er sah noch seinen eigenen Finger, dann kippte er einfach um und blieb ohnmächtig auf dem Boden liegen.

Leonora aber war zufrieden. Sie lächelte. Der erste Teil ihres Plans hatte geklappt.

Jetzt konnte sie beruhigt weitermachen…

***

Ein Finger!

Nicht nur das oder nicht nur er, nein, es war der kleine Finger unseres Kollegen Bayou, der noch auf dem blutverschmierten Samt lag. Und wir wußten, wie mächtig diese Frau war, die Leonora Vendre hieß. Uns war in diesem Augenblick klargeworden, daß sie uns erwartet hatte und nun über alles Bescheid wußte.

Der Keeper schaute ebenfalls in die Truhe hinein. Entweder war er derartig makabre Spielereien gewohnt, oder er war wirklich ein guter Schauspieler, denn in seinem Gesicht regte sich nichts. Es blieb glatt; es lag eine Kälte darin, die erschreckte und sich zugleich mit einer Gleichgültigkeit paarte.

Während ich mich auch jetzt zurückhielt, schnellten Sukos Arme über die Theke hinweg und griffen blitzartig zu. Sie erwischten die Brust des Keepers, sie krallten sich in dem Hemd fest, drehten den Stoff zusammen, und Suko zerrte den Kerl in die Höhe, wobei er ihn zugleich nach vorn riß, so daß der Mann das Übergewicht bekam und über den Tresen hinwegkippte. Sein Gesicht befand sich dicht vor dem meines Freundes, der Körper in einer schrägen Haltung.

Ich hatte mich gedreht, weil ich wissen wollte, was hinter mir geschah. Wenn die Gäste loyal waren, dann mußten sie etwas unternehmen. Sie konnten es nicht zulassen, daß wir hier aufräumten und ihre Basis womöglich zerstörten.

Aber sie taten nichts. Sie hockten da wie Figuren oder Gestalten, die auf einen Einsatzbefehl warteten.

Ich hörte Suko sprechen. »Wer?« keuchte er dem Keeper ins Gesicht.

»Wer hat es getan? Woher hast du ihn? Ich will, daß du redest, Meister, und zwar sofort!«

Der Inspektor war nicht eben zärtlich mit ihm umgegangen. Zum erstenmal entdeckte ich in seinem Gesicht auch so etwas wie eine Reaktion, denn er zog die Lippen in die Breite, als wollte er uns mit einem totenschädelähnlichen Grinsen anlächeln, aber Suko gab ihm keine Chance. Noch einmal wiederholte er seine Frage.

Der Keeper verrenkte sich. Er zog die Haut an seinem Hals stramm und drehte den Kopf zur Seite. Durch die linke Mundhälfte zischte er seinen Kommentar. »Es wurde mir gegeben, verdammt! Ich habe es einfach nur bekommen…«

»Von ihr?«

»Ja!«

»Leonora?«

»Sie war bei mir. Sie gab es mir.«

»Was sagte sie?« Suko schüttelte den Knaben wieder durch. Ich schaute dabei von der Seite her zu.

»Nicht viel. Ich - ich sollte es euch geben. Das habe ich getan, gemacht…«

»Ja, das hast du getan.« Suko schüttelte ihn noch einmal durch, aber er ließ den Kerl nicht los. »Dann wollen wir noch von dir wissen, wo wir sie finden können. Sie muß ja in der Nähe sein. Sie hält sich bestimmt hier auf - oder?«

»Ja, fast immer!«

»Hinter dir?«

Der Keeper deutete ein Nicken an. »Ja, sie - sie ist hinter uns. Der Vorhang verdeckt alles. Da ist ihr Reich, da lebt sie immer. Von da regiert sie. Eine Königin, sie ist eine Königin, verstehst du das? Eine Voodoo-Königin. Sie ist die Herrin…« Er röchelte plötzlich und konnte nicht mehr sprechen.

Suko ließ den Mann los, ohne ihm einen Stoß zu geben. So fiel der Keeper auch nicht rücklings gegen ein Regal, sondern blieb auf den Beinen stehen.

Er schwitzte, als käme er aus der Sauna. Während der Bewegungen hatte er auch die kleine Truhe angestoßen. Sie war verrutscht und wäre beinahe über den Thekenrand gekippt.

Ich schob sie auf einen sicheren Standplatz.

Der Keeper zeigte Emotionen. Wäre er ein Wurm gewesen, hätte er sich bestimmt verkrochen. Da er sich aber nicht in ein derartiges Tier verwandeln konnte, blieb er zunächst einmal stehen, zitternd und leicht geduckt.

Ich hatte mich schon in Bewegung gesetzt und steuerte die Lücke an der linken Seite der Theke an. Durch sie schob ich mich, um nicht nur nahe an den Kerl, sondern auch an den Vorhang heranzukommen,

hinter dem das Allerheiligste verborgen lag.
Suko blieb mir auf den Fersen, und der Keeper wußte nicht, wie er sich verhalten sollte.
Er hatte die Augen verdreht, als wollte er in einer unmöglichen Position stehend gegen den Vorhang schielen, um zu überlegen, ob er die Vendre nicht warnen sollte, doch es war mein Blick, der ihn erstarren ließ.
»Verschwinde!« flüsterte ich ihm zu. »Verschwinde aus diesem Bereich. Weg mit dir…«
Er nickte, bevor er sich an uns vorbeidrückte und dorthin ging, wo wir hergekommen waren.
Hinter der Theke war es eng. Suko und ich konnten nicht nebeneinander hergehen, so hatte ich die Führung übernommen und stand auch als erster vor dem Vorhang.
Suko nickte mir zu. Unsere Hände berührten keine der Waffen. Wir warteten ab.
Hinter dem Vorhang tat sich nichts. Kein Geräusch drang an unsere Ohren. Ich fragte mich, wie es Bayou wohl ging und hoffte - so schrecklich es sich auch anhörte -, daß es nur beim Verlust des kleinen Fingers geblieben war und er sein Leben noch hatte.
Kein Windhauch bewegte die Falten des Vorhang. Ich griff nach dem Stoff, der sich in meiner Hand trocken anfühlte. Im Magen spürte ich schon einen gewissen Druck, als ich den Vorhang mit einem Ruck zur Seite zog…

***

Wir waren eigentlich auf alles gefaßt gewesen. Auf einen Angriff, auf einen Willkommensgruß besonderer Art, aber wir waren schon davon überrascht, daß nichts, aber auch gar nichts geschah. Wir konnten hinter den Vorhang schauen, entdeckten jedoch niemanden, zumindest kein menschliches Wesen. Ein kleiner Flur führte tiefer in das Haus hinein, vielleicht sogar in einen kleinen Anbau, wo wir aber rechts zwei Türen sahen. Eine normal große und eine zweite, die schmaler war.
Keine Spur von Leonora. Dafür brannte eine schmale Lampe über unseren Köpfen, und wir entdeckten in der Türnische die beiden Totenköpfe. Wie makabre Wächter waren sie dort in Augenhöhe hingestellt worden. Da über der Glühbirne der Lampe eine flache Scheibe hing, wurde Licht reflektiert, das sich unregelmäßig ausbreitete.
Suko schob sich an mir vorbei. Er suchte nach Bayou, den wir aber nicht entdeckten.
Er kehrte wieder zurück.
»Sie muß hier in der Nähe sein«, sagte ich.

»Sicher, John. Fragt sich nur, hinter welcher Tür sich die gute Leonora versteckt hält.«

Ich wies auf die größere der beiden.

»Okay, gehen wir hin!«

Ich hatte diesmal die Führung übernommen. Vom Lokal her hörten wir kein Geräusch.

Der Lärm der Straße wurde von den dicken Mauern abgewehrt. Ich merkte, daß mir die Stille überhaupt nicht bekam, sie machte mich leicht nervös, so daß ich innerlich zu frieren anfing.

Die Tür sah völlig normal aus. Nichts an ihr wies darauf hin, daß sich hinter ihr etwas Unheimliches befinden könnte, das von einer Frau gelenkt wurde.

Eine Klinke gab es nicht. Dafür einen Knauf, mit dem die Tür geöffnet werden konnte.

Das Kreuz steckte griffbereit in meiner Tasche. Die Beretta war auch einsatzklar, und ich warf noch einen letzten Blick auf meinen Freund und Partner.

Suko hatte ebenfalls vorgesorgt und die Dämonenpeitsche ausgefahren. Sie steckte, mit dem Griff nach unten, in seinem Gürtel und würde uns auch weiterbringen, wenn es hart auf hart kam.

»Okay?« fragte ich.

»Ja.«

Ich drehte den Knauf. Die Tür schwang auf, und so konnten wir das Reich der Voodoo-Frau betreten…

***

Nein, es war kein normaler Raum, auch kein normales Büro, wie man es sich hätte vorstellen können. Uns irritierte im ersten Moment die Beleuchtung, denn die anwesende Person hatte auf elektrisches Licht verzichtet und verließ sich ausschließlich auf den Schein der Kerzen. Sie waren so aufgestellt worden, daß sie hinter ihr einen Halbkreis bildeten, einen großen Teil des Raumes in einem schattigen Dämmer zurückließen, aber ihren Schreibtisch - oder war es ein Altar? - anleuchteten, als wollten sie einer besonderen Person huldigen.

Suko schloß hinter mir die Tür, und ein zweiter Luftzug ließ die Flammen leicht flackern.

So huschten die entstehenden Schatten über Gesicht und Gestalt der Frau wie dünne Fahnen.

»Willkommen! Herzlich willkommen in meinem kleinen Reich, John Sinclair und Suko…«

Sie begrüßte uns mit einer tiefen Stimme, jedenfalls für eine Frau. Oder war es die Stimme eines Mannes?

Wir hielten uns weiterhin zurück, und allmählich gewöhnten sich unsere Augen auch an die Lichtverhältnisse, so daß wir die Wände

erkennen konnten, die sich aus dem Dunkel hervorschälten. An ihnen hingen ungewöhnliche Gebilde, die verschiedene Formen zeigten und mir vorkamen wie Masken.

Das war im Augenblick nicht interessant. Einzig und allein die Frau war wichtig.

Die Königin hinter dem Schreibtisch.

Sie hockte auf einem breiten Stuhl mit hoher Lehne, beinahe schon einem Thron. Sein Holz war dunkel gestrichen. Es sah an den Verbindungsteilen knotig aus, als wären dort Teile zusammengeleimt worden, die nicht so richtig zueinander paßten.

Nicht wichtig für uns.

Leonora war wichtiger.

»Aber kommt doch näher«, flüsterte sie. »Gäste wie euch empfange ich nicht jeden Tag…«

Wir taten ihr den Gefallen, und es war auch für uns wichtig, Sichtkontakt zu ihr zu haben.

Was war sie?

Okay, sie war eine Frau, aber nicht irgendeine, und mir schoß durch den Kopf, daß ich schon einige Male diese Art von Frauen erlebt hatte, die sich dem Voodoo-Zauber verschrieben hatten.

Aber sie war anders.

Sie war keine Kreolin, keine dunkelhäutige Person, sie war hellhäutig! Obwohl das Kerzenlicht einen gelblichroten Schein abstrahlte, schien er die Haut der Frau nicht zu erreichen, denn sie blieb relativ blaß, sogar weiß und hell.

Bis auf die Haare. Dunkel und glatt waren sie, nach hinten gekämmt. Trotzdem hatte sie die Frisur im Nacken so verändert, daß Spitzen der Haarflut rechts und links ihre Schultern berührten und durch kleine Außenrollen leicht auflagen.

Ich konzentrierte mich auf das Gesicht. Bedingt durch die Frisur mochte es schmal aussehen, außerdem glatt, denn nicht eine Falte war in der Haut zu entdecken.

Ein relativ kleiner Mund, dessen Lippen zwar fest zusammenlagen, aber auch ein Lächeln zeigte. Es war ein bestimmtes Lächeln, in dem nicht der Hauch einer Unsicherheit mitschwang. So lächelte nur eine Frau, die genau wußte, wer sie war und was sie konnte. Das Lächeln erreichte die Augen nicht. Es blieb auf den Mund der Person beschränkt.

Dunkle Augen, deren Pupillen ebenfalls dunkel schimmerten. Kleine Öllachen, die von langen Wimpern überschattet wurden.

Die nächste Überraschung bot uns der Körper oder vielmehr die Kleidung. Auch hier fiel sie aus dem Rahmen, denn sie trug kein langes Gewand, wie ich es bei anderen Voodoo-Frauen erlebt hatte, sondern war beinahe nackt, das heißt, ihre Schultern waren von

einem Stück Stoff bedeckt, das aussah wie eine dunkle Haut und zugleich sehr steif und sperrig wirkte wie eine Rüstung. Die beiden Teile bedeckten die Schultern und auch die Arme, aber sie liefen nicht über der Brust zusammen, sondern ließen viel von den beiden ebenfalls blassen Rundungen sehen, auf denen dunkle Spitzen wuchsen. Da die Kante des Schreibtisches weit nach unten gezogen war, konnten wir sehen, daß die beiden Hälften des Kleidungsstücks knapp über dem Nabel zusammenwuchsen.

Das also war Leonora Vendre, die Voodoo-Fürstin, die überhaupt nicht in das Bild hineinpassen wollte, das wir kannten. Sie sah nicht exotisch aus, aber ihr Name wies darauf hin, daß sie nicht aus unserem Land stammte.

»Sie haben uns also erwartet, Mrs. Vendre«, stellte ich fest.

»Ja, das habe ich. Aber sagen Sie bitte Leonora. Es klingt viel besser.«

»Warum?«

Sie lehnte sich so weit zurück, bis der Rücken straff gegen die Lehne drückte. »Warum habe ich Sie erwartet?« murmelte sie vor sich hin, um die nächsten Worte lauter zu sprechen. »Eigentlich kann ich Ihnen keinen genauen Grund nennen, es mußte sich einfach so ergeben, denn wir stehen auf verschiedenen Seiten. Ich habe eure Aktivitäten aus einer gewissen Distanz verfolgen und beobachten können. Hin und wieder spricht sich etwas herum, da stehen dann Dinge in den Zeitungen, zwischen deren Zeilen man lesen muß, was ich natürlich auch getan habe. Wir mußten zwangsläufig zusammenkommen, auch wenn es durch einen Verrat geschehen ist, so wie bei uns.«

»Wer hat wen verraten?« fragte ich.

»Bayou mich, seine Brüder, seine Umgebung. Er hat eigentlich alles verraten.«

»Das sehe ich anders.«

»Er war Polizist.«

»War?«

»Er ist so gut wie tot. Ob er nun endgültig aus dem Leben scheidet, das liegt an euch. Aber dazu später.«

Ihre Sicherheit war schon beeindruckend, mich regte sie auf, aber ich hielt mich unter Kontrolle. Suko, der neben mir stand, fragte: »Was sollte uns davon abhalten, Sie jetzt mitzunehmen und einzusperren? Sagen Sie uns das?«

Die Vendre lachte. »Glauben Sie etwa daran, das schaffen zu können?« In ihrer Frage schwang ein gewisser Hohn mit. »Sie sind von draußen gekommen, Sie wissen, daß dort die Hölle kocht. Die Menschen hier wollen sich nicht mehr alles gefallen lassen. Sie sind im Umbruch, in Aufruhr, denn sie haben den Jahrestag nicht vergessen. In Brixton wird die Hölle wieder lebendig, und ich gehöre zu den Führern. Sie würden es nicht schaffen, mich aus diesem Haus

herauszubringen, nein, das wäre unmöglich, denn ich habe hier viele Freunde. Sie müssen schon nach meinen Regeln handeln, und - glauben Sie mir, ich bin gut vorbereitet.«

»Zweifelsohne«, gab ich zu. »Wir wissen auch, wie menschenverachtend sie sind. Vier Tote reden eine deutliche Sprache. Menschen, deren Haut einfach verging, so daß von ihnen nur dunkle Skelette zurückblieben. Das ist Ihre Spur, Leonora.«

Sie ließ sich mit der Antwort Zeit und fixierte uns. Dann fragte sie: »Glauben Sie denn im Ernst, daß ich sie einfach umgebracht oder geopfert habe?«

»Was sollen wir sonst glauben?«

»Die Wahrheit.«

»Ihre Wahrheit«, sagte Suko.

»Und die echte!« erklärte sie mit einer gewissen Überheblichkeit. »Diese vier Personen tragen selbst die Schuld daran, daß sie diesen Tod gestorben sind. Sie waren einfach nicht stark genug, um mit den Kräften zurechtzukommen.«

»Mit welchen?«

»Mit denen, die ich beherrsche, Sinclair. Mit meiner geheimnisvollen Voodoo-Magie. Sie wollten es lernen, sie wollten alles haben, an meiner Seite stehen, aber sie waren nicht reif genug, um dem Zauber zu widerstehen.«

»Und die Angriffe auf uns? Waren diese Personen reif und stark genug?«

»Nein, sonst wärt ihr nicht hier. Da habe ich mich geirrt, denn ich unterschätzte euch.« Sie hob, die Schultern. »Es wird nicht mehr vorkommen. Ich habe euch das geschickt, was ich mir ausdachte, denn das Spiel ist nicht so einfach, wie ihr denkt. Es gibt gewisse Regeln, die eingehalten werden müssen.«

»Die wären?« fragte Suko.

»Ich werde sie euch gern erklären, deshalb seid ihr ja zu mir gekommen.« Sie lächelte wieder. »Ich habe mir eine Welt geschaffen, die für die meisten Menschen unbegreiflich ist. Aber schon in New Orleans, ich stamme aus dieser Stadt, hat mich diese Welt fasziniert. Ich habe mich umgehört und bin schon als junges Mädchen in den Kult hineingeraten, der sich auf Regeln besinnt, die schon vor Urzeiten Bestand hatten.«

»Wie hieß er?«

»Es ist der Drachenkult gewesen, John.«

Ich runzelte die Stirn. Gehört hatte ich davon noch nichts, schloß aber nicht aus, daß es ihn gab, denn trotz meines Jobs wußte ich einfach zu wenig.

»Du begreifst ihn nicht?«

»Nein.«

»Ihr habt nie etwas von seiner Macht gehört?«

»Nein«, sagte diesmal Suko, »aber wir haben ein Monstrum gesehen oder den Kopf eines Monstrums, der mit dem Ihren verwischte, als man uns angreifen wollte.«

»Richtig!« stimmte sie zu. »Das war ein Teil von ihm. Da habt ihr schon einen ersten Einblick erhalten.«

»Sind Sie ein Mensch oder ein Monster?« fragte ich und hatte mit dieser Frage bereits einige andere übersprungen.

»Ich bin eine Königin!« erklärte sie voller Stolz, »denn mich hat der Drachenkult akzeptiert. Er ist mit mir zufrieden. Ich habe das Blut übernommen…«

»Blut?«

»Ja, die Kraft!«

»In ihren Adern fließt das Blut der alten Drachen?«

»Das kann sein, das müßt ihr herausfinden, wobei es nur eine Chance gibt.«

»Nenn sie uns!« forderte Suko die Frau auf.

»Ihr werdet diese Reise gemeinsam mit mir unternehmen, um in die Geheimnisse einzutauchen.«

»Und dann?«

»Wird es sich herausstellen, ob ihr würdig genug seid oder ob euch der Kult nicht will.«

»Aha«, sagte ich. »Gesetzt den Fall, er will uns nicht. Was geschieht dann mit uns?«

»Ihr habt es schon gesehen. Dann werdet ihr verbrannt werden. Die Haut wird sich von euren Körpern lösen, und ihr werdet so aussehen wie die anderen, die man fand. Skelette, düster, verbrannt, vergangen im Feuer des Drachen, in den Flammen des Voodoo. Das ist euer Test, den ich für euch vorgesehen habe.«

»Und dem wir zustimmen sollen, wie?«

Sie starrte uns für einen Moment bewegungslos an. »Ja, dem ihr zustimmen sollt.«

»Warum?«

»Weil ich es will.«

Ich schüttelte den Kopf. »Aber wir nicht, Leonora. Wir werden nicht zustimmen. Wir sind gekommen, um Sie aus dem Verkehr zu ziehen. Egal, ob draußen der Mob tobt, ich kriege genügend Leute zusammen, die dieses Gelände hier absperren und uns einen freien Rückzug garantieren.«

»Ja, da gebe ich euch recht. Aber ich habe mich einmal entschlossen, und dabei bleibe ich.«

»Wir auch!« erklärte Suko.

Leonora Vendre machte den Eindruck, als würde sie uns nicht ernst nehmen. Sie beugte sich zur Seite und fragte: »Darf ich euch denn

etwas zeigen?«

»Was?« fragte Suko.

Sie zögerte mit einer Antwort, denn sie beobachtete Suko wie er seine Dämonenpeitsche aus dem Gürtel zog. Sie sah die drei Riemen und auch den schmalen Griff, den mein Freund festhielt. Das irritierte sie, und sie schüttelte den Kopf.

»Keine Sorge, ich treffe nur gewisse Vorbereitungen, die für uns wichtig sind.«

»Es ist gut«, sagte die Frau, die sich nicht wieder aufrecht hingesetzt hatte und sich nach unten beugte, so daß es aussah, als wollte sie vom Boden abheben, was sie auch tat, und was uns schließlich überraschte.

Auf der Klinge eines Schwertes, das sie vom Boden angehoben hatte, war der häßliche Schädel eines Drachen aufgespießt. Ein wirklich widerliches Monstrum, von dem wir nicht wußten, ob es echt war oder nur eine Attrappe darstellte. Man hätte ihn trotz seiner grünen Schuppen auch als einen mutierten Pferdekopf ansehen können. Die beiden Maulhälften standen weit offen. Wir sahen weiße, spitze, schon säbelartige Zähne. Die Klinge hatte sich durch die Zunge gebohrt, aber auch durch den oberen Kiefer, so daß sie dort wie eine blutige Turmspitze hervorstach.

Leonora hatte die Arme etwas gedreht, damit wir direkt gegen den Monsterschädel schauen konnten, der uns allerdings die Sicht auf die Voodoo-Frau nahm.

Nur den häßlichen und widerlichen Schädel sahen wir vor uns. Suko drehte den Kopf für einen Moment nach links. Ich hatte die Bewegung mitbekommen und schaute ihn an.

Er nickte mir zu.

Ich nickte zurück.

Wir verstanden uns auch ohne Worte. Er würde den Drachenkopf mit seiner Peitsche angreifen, um dieser Frau dahinter eine Grenze aufzuzeigen. Sie konnte mit uns nicht alles machen, denn sie mußte erfahren, an wen sie geraten war.

Noch wußten wir zu wenig, und deshalb fragte ich. »Sehr beeindruckend, in der Tat, aber was soll das?«

»Ich habe ihn besiegt, indem ich seinen Schädel vom Körper trennte. Der Kopf gehört mir. Er ist meine Beute, meine Trophäe, und in den alten Gesetzen steht, das diejenige Person, die es schafft, den Drachen zu besiegen, daß deren Kraft auf die Siegerin übergeht.«

»Was bei Ihnen der Fall gewesen ist?« fragte ich.

»Ja, denn ich verfüge über die Kraft des Drachen. Ich bin die Drachenfrau, Sinclair.«

»Danach sehen Sie nicht aus«, erwiderte ich, um die Situation etwas aufzulockern.

»Das weiß ich, aber seine Kraft steckt trotzdem in mir.«

»Was Sie uns beweisen wollen.«
»Ja, es bleibt noch dabei. Ich habe nichts zu ändern, zu verrücken, und es ist, als hätte ich auf euch gewartet.«
»Hoffentlich enttäuschen wir sie nicht.«
»Nein, keinesfalls. Die vier Toten, die allesamt nicht stark genug waren, um die Magie in sich behalten und mit ihr zurechtkommen zu können, haben kurz vor ihrer Verbrennung noch einmal gespürt, was es heißt, sich der Urkraft des Drachen zu widersetzen. Sie mußten ihr armseliges Dasein hingeben, sie konnte nicht zu meinen Dienern werden und meine Welt erleben, in der das Blut des Drachen reagiert und die alten Wahrheiten wieder hervorholt. Sein Blut ist es, das für eine Veränderung des Menschen sorgt.«
»Also durch den Drachen?« fragte Suko noch einmal nach.
»So ist es.«
»Gibt es von ihm auch einen Körper?«
Leonora lachte. »Es gab einen, aber er ist nicht wichtig. Ich habe nur den Kopf behalten. Er ist so etwas wie ein Sinnbild oder wie eine Brücke in die Zeit der Drachen, in der noch ihr Blut kräftig sprudelte. Eine der letzten Erinnerungen.«
»Dann gibt es noch weitere?« fragte Suko.
»Sicher.«
»Welche?«
»Ich habe sie für euch aufgehoben. Ihr werdet sie später kennenlernen.« Leonora wollte das Schwert mit dem Schädel wieder senken, doch dagegen hatte mein Freund Suko etwas. Er hielt nicht grundlos die Peitsche fest.
Sein Arm zuckte kurz nach vorn. Die drei Riemen bekamen Fahrt.
Dann klatschten sie gegen den häßlichen Schädel!

***

Bisher wußten wir nicht, ob sie geblufft oder die Wahrheit gesagt hatte. Die Wirkung der Peitsche würde es uns zeigen. Wenn die drei Riemen es schafften, den Schädel zu zerstören oder zu verbrennen, dann stand für uns fest, daß in ihm noch eine dämonische Kraft steckte. Blieb er allerdings heil, dann hatte die Frau ihre Erklärungen auf Sand gebaut, um uns zu verwirren.
Suko hatte ideal getroffen. Die drei Riemen hatten sich fächerförmig ausbreiten können und sich so über den gesamten Schädel des Monstrums verteilt.
Zugleich mit dem Aufklatschen hatten wir den wütenden Schrei der Leonora Vendre vernommen. Sie mußte schon beim Auftreffen gespürt haben, daß in diesen drei Riemen eine besondere Kraft steckte, aber sie zog ihr Schwert und auch den Schädel nicht zurück, als wollte sie uns klarmachen, wie stark sie war.

Nicht der Drachenkopf.

Die Riemen hatten sich wie Sägen in seine grüne Schuppenhaut hineingedrückt und lange Streifen gerissen. Tiefe, sehr tiefe Furchen, in denen es plötzlich brodelte, als würde die Flüssigkeit, die im Kopf steckte, anfangen zu kochen.

Leonora hielt den Griff der Klinge mit beiden Händen fest. Sie hatte dabei die Ellenbogen auf den Schreibtisch gekantet und ihr Gesicht hinter dem vergehenden Schädel verborgen, aus dessen tiefen Furchen stinkender Brodem quoll, sich aber auch Blasen bildeten, die wie gläserne Augen in den Qualm hineinschwebten.

Es blieb nicht bei ihnen und auch nicht nur bei diesem grüngiftigen Brodem. Noch etwas anderes quoll hervor. Es zischte uns entgegen wie heiße Lava. Es war ein widerlicher Schleim, dessen Druck die Schuppen des Schädels zerrissen, so daß an den Innenrändern zerfetzte Löcher auftraten, sich immer mehr ausweiteten und der Schädel allmählich seine ursprüngliche Form verlor.

Er wurde zu einem kochenden, stinkenden Brei, der wie dicker Sirup an der Klinge entlang nach unten floß und mit hörbaren Geräuschen auf den Schreibtisch klatschte.

Noch immer saß die Frau unbeweglich. Sie weinte nicht, sie schrie nicht, aber sie tauchte hinter der nach unten rinnenden, dicken, schleimigen Masse auf, und wir waren darauf gefaßt, daß sie etwas gegen uns unternehmen würde.

Es trat nicht ein.

Sie blieb hocken.

Den Blick ihrer dunklen Augen einzig und allein auf die Klinge gerichtet, an der immer mehr das entlangrann und ihre Hände besudelte, was ihr einmal die Kraft gegeben hatte, dieses von einer voodoohaften Drachenmagie gezeichnete Leben zu führen.

Wenn sie genau zuschaute, was sie auch tat, konnte sie erkennen, wie dieses Leben allmählich zerrann und in ihrem eigenen nicht mehr als eine Episode gewesen war.

Ein Schlag mit der Dämonenpeitsche hatte ausgereicht, um alles durcheinanderzubringen.

So einfach, locker und leicht ging das manchmal, und was hatten wir uns für Sorgen gemacht!

Kein Wort eines Kommentars begleitete die Auflösung des Drachenschädels. Die Frau blieb stumm wie ein Fisch, und sie schaute allmählich gegen eine leere und wieder normale Klinge, während sich um ihre Ellenbogen herum die Lache ausbreitete.

Ich hob die Schultern. Dabei schaute ich meinen Freund Suko an. Der starrte die Frau mit gerunzelter Stirn an, als könne er nicht glauben, was wir erlebt hatten.

Die Lache auf dem Schreibtisch bekam jetzt kaum noch Nachschub,

aber sie blieb in Bewegung, denn sie breitete sich weiter aus, erreichte den Rand des Schreibtisches und tropfte darüber hinweg. In langen Schleimfäden sank sie dem Boden entgegen, und wir hörten es klatschen, wenn die Tropfen gegen den Widerstand prallten.

Leonora Vendre sagte nichts. Sie blieb stumm. Ihr Gesicht glich einer bleichen Maske, die keine einzige Falte aufwies. Selbst das Lächeln war von ihren Lippen verschwunden. Sie saß einfach nur da, als wäre sie in Trance gefallen oder könnte das nicht glauben, was ihre eigenen Augen gesehen hatten.

Ich schwieg.

Suko sagte ebenfalls nichts. Noch immer standen wir wie zwei Soldaten vor dem Schreibtisch und zuckten beide leicht zusammen, als Leonora aus der Starre erwachte, den Kopf anhob und dabei das Schwert zur linken Seite senkte.

»Ihr habt ihn zerstört«, sagte sie, als wollte sie uns damit etwas Neues mitteilen.

»Ja, so sieht es aus.«

»Aber es war nur ein kleiner Teil, Sinclair. Er war so etwas wie ein Relikt, obwohl er zu mir gehörte und ich ihn dank meiner Kräfte einsetzen konnte, denn die vier Menschen haben ihn immer, bevor sie starben, gesehen.«

»Wir sahen ihn auch schon einmal.«

Sie nickte sehr langsam und auch irgendwie nachdenklich, als wäre sie dabei, über gewisse Dinge, die noch nicht spruchreif waren, nachzudenken.

»Dann sollten wir jetzt gehen!« schlug ich vor. »Und wir möchten auch unseren Kollegen Bayou mitbringen, der seinen kleinen Finger durch Sie verloren hat.«

»Er soll sich glücklich schätzen«, sagte sie leise.

»Wie bitte?« fragte Suko. »Jemand, dem ein Finger abgehackt worden ist, soll sich glücklich schätzen?«

»Ja. So ist es. In zwei Tagen haben wir wohl Weihnachten. Es ist wie ein Geschenk für ihn, denn er ist noch am Leben. Es hätte auch anders kommen können.«

»Sie denken an den Tod?« fragte ich.

»Natürlich. Er hat es besser als ihr.«

»Aha. Dann sollen wir sterben?«

Leonora hob die Schultern und stemmte sich zugleich in die Höhe. »Ob sterben oder nicht, ich wußte ja, daß wir zusammentreffen würden, und ich habe nicht die Absicht gehabt, eine Auseinandersetzung zu verlieren.«

»Manchmal kann man sich eben irren!« erklärte ich.

»Meinen Sie?«

»Ja!«

Sie schüttelte den Kopf. »Irren?« murmelte sie. »Irren ist etwas anderes, etwas ganz anderes, das können Sie mir glauben.« Sie stand auf und starrte uns über den Schreibtisch hinweg an. Jetzt konnten wir erkennen, daß sie eine sehr dünne, enganliegende Hose trug.

Ich wußte nicht, wie ich das Verhalten dieser Frau einschätzen sollte. Unserer Meinung nach hatte sie verloren, aber so wie Leonora reagierte eine Verliererin nicht. Die verhielten sich anders, die waren deprimierter.

Bei ihr war das nicht der Fall.

Diese seltsame Voodoo-Frau verhielt sich eher nachdenklich und auch überlegend. Mir fiel ein, daß wir von ihr persönlich eigentlich zu wenig wußten. Wir hatten sie besucht, wir wußten etwas über eine alte Drachenmagie, aber es waren alles nur Fragmente. Leider hatten wir es nicht geschafft, in die Tiefe zu gehen. Wenn ich ehrlich bin, dann kam mir die Frau noch immer wie ein menschliches Rätsel vor. Oder wie jemand, der seine Trümpfe noch nicht ausgespielt hatte.

»Wir sollten wirklich gehen«, sagte ich.

»Ja, wenn Sie das meinen, dann gehen wir. Egal, wohin Sie uns bringen.« Sie sagte es und starrte mich dabei an.

»Das werden Sie schon früh genug sehen.«

»Hinter Gitter!« fragte sie spöttisch.

»Es wird wohl zu einer Anklage wegen Körperverletzung kommen. Denken Sie an Bayous Finger.«

Ich hatte den Eindruck, als wollte sie etwas Bestimmtes sagen, aber sie überlegte es sich und fragte danach, ob sie sich noch etwas überziehen dürfe.

»Sicher. Wo?«

»Hier im Raum, keine Sorge.«

Wir gingen beide mit, als sie die Umgebung des Schreibtisches verließ. Dabei hatte sie das Schwert am Boden liegengelassen, und sie huschte wie ein Phantom durch den Kerzenschein hindurch, um vor einem Schrank stehenzubleiben.

»Darf ich ihn öffnen?« erkundigte sich die Frau, den Kopf dabei leicht zu mir hingedreht.

»Dem steht nichts im Weg.«

Leonora zog die rechte Seite auf. Im Schrank gab es einen Kontakt, der für Licht sorgte, als sie die Tür öffnete. Wir konnten einen Blick hineinwerfen. Dort hing tatsächlich nur Kleidung.

Nach einem dunklen Mantel streckte sie die Hand aus. Es war alles normal. Nichts wies darauf hin, daß wir reingelegt werden sollten, aber es kam trotzdem so.

Ob sie einen Schalter oder was auch immer berührt hatte, war im Endeffekt egal. Für Suko und mich waren einzig und allein die Folgen wichtig, und die bekamen wir brutal und unerwartet zu spüren.

Das Zischen hörten wir noch.

Der Warnschrei blieb uns beiden in der Kehle stecken, denn von einem Augenblick zum anderen erwischte uns dieses verfluchte und heimtückische Gas.

Wir hatten auch nicht mehr die Luft anhalten können, und so drang es in unsere Lungen.

Es war ein Gas mit Sofortwirkung. Ich hatte noch zur Waffe greifen wollen, aber meine Hand wurde auf dem Weg dorthin bleischwer, so daß nicht mal die Fingerspitzen den Griff erreichten.

Suko, der mir sehr nahe stand, verwandelte sich plötzlich in eine Gummigestalt.

Er löste sich auf, er wurde zugleich angehoben. Die Wände und die Decke fielen ihm entgegen, aber sie schwangen auch auf mich zu, und ich verlor die Orientierung.

Daß ich am Boden lag, merkte ich kaum noch, denn schon während des Falls war mir vor den Augen schwarz geworden…

***

Ich schwebte…

Ich trieb irgendwohin.

Ich spürte unter mir keinen Widerstand, aber ich wurde trotzdem getragen. Von einer Luftschicht oder von Wolken, vielleicht auch von irgendwelchen Händen, das konnte ich nicht herausfinden. Aber mir wurde klar, daß ich nicht mehr so handeln konnte, wie ich es gewohnt war. Man hatte mich in einen anderen Zustand versetzt, bei dem ich meinen Körper zwar noch spürte, mir aber trotzdem körperlos vorkam, als hätte sich alles aufgelöst, damit ich als andere Person einfach durch Raum und Zeit dahintreiben konnte.

Wegschweben. Nichts mehr denken, nichts mehr wissen. Das taube Gefühl im Kopf behalten. Eine Welt, die mir völlig gleichgültig geworden war. Ich war nicht mehr ich, sondern jemand anderer.

Aber ich konnte trotzdem denken.

Allein daran zu erkennen, daß ich mir selbst den Befehl gab, mich endlich zusammenzureißen. Da klappte es plötzlich, und ich schaffte es sogar, die Augen zu öffnen, wobei mich ein warmer, zuckender Schein sofort blendete.

Ich schloß die Augen wieder. Liegenbleiben, nachdenken. Ich wollte mir über meinen Zustand im klaren sein, bevor ich etwas unternahm. Schon oft war ich niedergeschlagen oder anderweitig betäubt worden. Es gab immer gewisse Regeln, wie man sich nach dem Erwachen verhalten mußte, und es gab dabei auch gewisse Dinge, die immer gleich blieben.

Da waren die schweren Glieder, die schweren Augen, die oft hämmernden Schmerzen im Kopf. Eine dicke Zunge. Das trockene

Gefühl in der Kehle, das alles kam zusammen, aber in diesem speziellen Fall war schon einiges durcheinandergeraten.

Es gab nicht die Schmerzen!

Zwar hatte mich diese Attacke umgeworfen, aber nicht so wie ein Schlag gegen den Schädel. Ich spürte keine Schmerzen im Kopf und auch nicht am Körper.

Trotzdem konnte ich mich nicht bewegen und hatte das Gefühl, dahinzuschweben.

Ich trieb weiter, blieb dennoch liegen.

Dann öffnete ich zum zweitenmal die Augen, weil ich einen Fixpunkt haben wollte, um mich daran zu orientieren. Wieder flimmerte und zuckte es vor meinen Augen, diesmal jedoch hielt ich stand und schaute gegen die Lichter der vor mir stehenden Kerzen. Die Flammen tanzten um die Dochte herum. Sie schufen diese neue Welt aus Licht und Schatten, geheimnisvoll, als wäre sie aus einer andere Zeit und Tiefe gekommen, um sich hier Besitz zu verschaffen.

Sofort setzte bei mir die Erinnerung ein, als ich die Lichter vor mir sah. Ich kannte die Kerzenkette und wußte demnach, daß ich mich noch immer im Hinterzimmer der Hölle befand, in dem uns dieses verdammte Voodoo-Weib letztendlich doch noch überrascht hatte.

Kein Problem - im Normalfall. Aber was lief hier schon normal? Ich war wehrlos.

Mein Geist funktionierte. Ich konnte auch diese winzigen Befehle an meinen Körper senden, doch er war nicht in der Lage, sie auch umzusetzen. Sosehr ich mich anstrengte und immer wieder einen neuen Anlauf unternahm, es gelang mir einfach nicht, die Arme oder die Beine zu bewegen. Und so lag ich starr auf dem Boden, ergeben in mein Schicksal, das nun von einer anderen Person gesteuert wurde.

Suko, der bei mir gewesen war, sah ich nicht. Auch ihn mußte es erwischt haben. Ich konnte nicht glauben, daß mich die Erinnerungsfetzen getäuscht hatten. Er war bestimmt nicht geflohen. Nur lag er nicht an meiner Seite, sondern irgendwo anders. Groß genug war der Raum schließlich.

Was konnte ich tun?

Nichts. Unsichtbare Fesseln hielten mich umschlungen, die es mir nicht mal erlaubten, den kleinen Finger zu bewegen, was mich wieder auf Bayou brachte, dem der Finger mit einem glatten Streich abgetrennt worden war, sicherlich das Schwert dieser verdammten Voodoo-Frau.

Ich haßte sie plötzlich. Nur brachte mir das nichts, solange ich nichts gegen sie unternehmen konnte. Dieses Gas war blitzartig aus versteckten Düsen in den Raum geströmt und hatte uns kampfunfähig gemacht. Für wie lange? Und was würde in dieser Zeit geschehen? Viel Phantasie brauchte ich nicht zu haben, um mir die

schrecklichsten Dinge vorstellen zu können. Wenn diese Leonora Vendre erschien und ich wehrlos war, konnte sie mit mir und auch mit Suko machen, was sie wollte.

Und sie würde kommen, das stand fest.

Sie kam auch.

Ich hörte plötzlich Schritte; obwohl die Füße vorsichtig aufgesetzt wurden, drangen sie doch an meine Ohren.

Von der Seite her trat sie an mich heran. Zuerst sah ich nur ihren Schatten, der durch den Schein der Kerzen glitt und ein bizarres Muster auf dem Boden hinterließ. Dann tauchte sie selbst auf, beleuchtet vom Licht der Flammen. Es strömte von unten her gegen sie und ließ ihren Oberkörper sowie das Gesicht mehr im Schatten.

Das aber änderte sich, als sich mir die Frau entgegenbeugte. Ich sah sie sehr deutlich, aber ich erkannte sie nicht, denn ich glaubte, sie durch eine Glaswand anzuschauen, was ihren Körper an einigen Stellen unscharf werden ließ.

Neben mir kniete sie nieder und stellte etwas ab. »Du wirst nicht reden können, Sinclair, noch nicht. Aber habe ich dir nicht versprochen, daß ich gewinne?«

Das »Ja« oder die Erwiderung »Abwarten« drangen tatsächlich nicht über meine Lippen.

Sie hatte ihren Spaß und lächelte. »Man legt sich eben nicht mit mir an«, flüsterte sie.

»Dabei habe ich dich und deinen Freund gewarnt. Aber ihr wolltet nicht hören. Der Kopf ist zerstört, was nichts mehr ausmacht, denn das wichtigste überhaupt habe ich bei mir.«

Leonora bewegte ihre Arme zur Seite, was völlig normal war, von mir allerdings nicht so aufgefaßt wurde, denn ich sah diese Person, als wollten sie davonschweben.

Aber sie blieb.

Sie hatte nur etwas in die Höhe genommen, das neben ihr auf dem Boden gestanden hatte und sich nun zwischen ihren Handflächen befand. Ich mußte meine Augen schon sehr anstrengen, um erkennen zu können, was sie da festhielt.

War es ein Kelch?

Zumindest ein Gegenstand, der ähnlich aussah, aus Metall bestand, aber keine Verzierungen aufwies. Nach unten, zum Stiel hin, verjüngte sich die Form.

Leonora wartete noch. Sie gab mir Gelegenheit, den Kelch genauer anzuschauen. Sicherlich nicht ohne Grund, denn er mußte unmittelbar mit meinem Schicksal zu tun haben.

»Du kannst dich nicht bewegen, Sinclair, aber du wirst einen Teil des Inhaltes trinken können. Ich werde dir den Kelch an die Lippen halten. Du wirst spüren, wie die Flüssigkeit in deinen Mund rinnt.«

Jetzt hätte ich gern etwas gefragt, gesagt oder mich auch nur bewegt, das war nicht möglich. Die Frau neben mir hatte den Kelch in die rechte Hand gewechselt. Den linken Arm schob sie über den Boden hinweg, und ich spürte ihre Handfläche an meinem Hinterkopf, unter den sich die Finger schoben.

»So ist es gut«, flüsterte sie und lachte dazu. »Ich hätte nie gedacht, einen John Sinclair mal wie ein kleines Kind behandeln zu können. Und das dicht vor dem Weihnachtsfest, das für dich sicherlich ein außergewöhnliches werden wird.«

Ich gab ihr keine Antwort. Es war alles so fremd für mich. Ich wollte auch nicht über ihre letzten Versprechungen nachdenken, sondern schaute nur auf das Gefäß, das bereits über meiner Brust gehalten wurde, dicht vor meinem Mund.

»Es wird dir vielleicht sogar munden, Sinclair, denn es gibt viele Dinge, die schlechter schmecken.«

Sie hatte den Satz kaum vollendet, da spürte ich bereits das Metall an meiner Unterlippe.

Ich wollte nicht trinken und den Mund geschlossen halten, was Leonora wohl merkte, den Kopf schüttelte und mit vorwurfsvoller Stimme sagte: »Aber John, du sollst dich nicht anstellen wie ein kleines Kind. Oder muß ich dir die Nase zuhalten, um dir damit den Mund zwangsweise zu öffnen?«

Sie hatte recht. Es ergab keinen Sinn, wenn ich mich querstellte, also öffnete ich den Mund, und sofort kippte die Frau den Kelch.

Durch die Veränderung des Winkels konnte ich für einen Moment den Inhalt erkennen, bevor er meine Lippen benetzte. Es war ein zähes, sirupartiges Zeug. Es sah aus wie Rübenkraut mit grünen Streifen darin, und es rann in meinen offenen Mund hinein.

Neutral schmeckte es nicht. Eher bitter und widerlich, aber nicht süßlich wie Blut.

Wie dem auch sei, ich trank, denn ich wollte nicht, daß sie mir die Nase zuhielt.

Dann ließ sie mich los.

Mein Kopf kippte wieder nach hinten. Ich war versucht, den letzten Rest auszuspucken, doch diesmal hielt sie mir die Nase wirklich zu, wartete ab, schaute mich dabei an und nickte, als sie festgestellt hatte, daß auch dieser Rest aus meinem Mund verschwunden war.

»Gut, John Sinclair, sehr gut. Du bist der erste. Ich werde mich jetzt um deinen Freund kümmern. Und danach werde ich euch verlassen. Ihr werdet mich nicht finden, auch wenn ihr alles absucht. Ich bin und bleibe nicht mehr hier…«

Sie stand auf.

Einen letzten Blick warf sie mir noch zu, dann verschwand sie aus meinem Sichtbereich.

Ich hörte, daß sie die Füße jetzt härter aufsetzte, aber die Geräusche wurden immer leiser, was auch an mir lag, denn ich sackte hinein in den schwarzen Kessel der erneuten Ohnmacht…

ENDE des ersten Teils